Napoleon in Deutschland.

Von

L. Mühlbach.

Dritte Abtheilung.

Napoleon und Blücher.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

Napoleon

und

Blücher.

Von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Der Staatskanzler von Hardenberg.

I.

Das unterbrochene Souper.

Es war am vierten Januar 1813. Die großen officiellen Festlichkeiten und Gratulationscouren, mit denen man den Beginn des neuen Jahres gefeiert hatte, waren jetzt beendet, und nach den von Amtswegen veranstalteten Diners konnte man sich jetzt wieder dem behaglichen Genuß kleiner, freundschaftlicher Soupers hingeben, bei denen man sich mehr mit der Betrachtung über die Vorzüglichkeit der duftenden Weine, und der auserlesenen Speisen, als mit langen officiellen Toasten und politischen Reden zu beschäftigen hatte.

Ein solches freundschaftliches Souper gab heute der Marschall Augereau in Berlin seinen Auserwähl=ten zur Entschädigung gleichsam für das große Fest=essen von hundert Gedecken, das er am ersten Januar als officieller Vertreter des Kaisers Napo=leon veranstaltet hatte.

Heute speiste man nur im kleinen, behaglichen Salon, und es war nur ein petit comité, das da um den runden Tisch in der Mitte des Saales versammelt war. Aus fünf Herrn nur bestand dieses Comité, aus fünf Herrn mit behaglichen, freundselig lächelnden Gesichtern, mit goldgestickten Uniformen, auf deren linker Seite viele Ordenskreuze und Sterne funkelten, und den hohen Rang und Stand der kleinen Tischgesellschaft bekundeten.

Da war zuerst der Marschall Augereau, der Gouverneur von Berlin, einst ein so wüthender Republikaner, daß er sogar Jeden in seiner Armeeabtheilung mit dem Tode bedrohte, der sich der verpönten Titel „Monsieur" oder „Madame" als Anrede bediente, jetzt der leidenschaftliche Imperialist, der glühende Bewunderer des Kaisers Napoleon. Ihm zur Seite dieser Herr mit der corpulenten, untersetzten Figur, dem feinen, ächt aristokratischen Angesicht, auf welchem der Sonnenschein eines verbindlichen Lächelns niemals erblaßte, das war der Staatskanzler Baron von Hardenberg, der erste Minister Friedrich Wilhelms III. Er war eben im eifrigen Gespräch mit seinem Nachbar begriffen, und zwar mit dem Grafen Narbonne, dem abgefallenen

und treulosen Anhänger der Bourbonen, der seit Kurzem aus dem Lager der Legitimisten in das Lager Napoleons übergegangen war, und sich vom Kaiser zu allerlei diplomatischen Sendungen verwenden ließ. Neben diesem befand sich der Fürst Hatzfeld, jener Mann, den im Jahre 1807 der Zorn Napoleons getroffen, und der als „Verräther" wäre erschossen worden, wenn die kühne Liebe, und die begeisterte Fürsprache seiner Gemahlin ihn nicht errettet, und ihm bei Napoleon Gnade erwirkt hätte. *) Diesem zur Seite, den Kreis abschließend, saß der Graf St. Marsan, der Gesandte Napoleons bei dem König von Preußen.

Die fünf Herrn saßen schon seit einigen Stunden an der Tafelrunde, und sie befanden sich in jener milden, behaglichen und angenehmen Stimmung, welche die in die Kunst der Gastronomie Eingeweihten stets empfinden, wenn die Speisen auserlesen und pikant, der Rheinwein hinlänglich kalt, der Burgunder hinlänglich warm, die Austern frisch, und die Trüffeln duftig befunden werden.

---

*) Siehe: Napoleon in Deutschland. Zweite Abtheilung. Band I.

Man war jetzt bis zu dem Braten gelangt; die mit Trüffeln gespickten Fasanen verbreiteten einen lieblichen Wohlgeruch durch den Salon, und die Pfropfen der Champagnerflaschen knallten, wie die Salutschüsse des im Triumph einziehenden Vergnügens.

Jetzt hob der Marschall Augereau sein Glas hoch empor. Ich trinke dies Glas auf das Wohl unseres Kaisers! rief er mit begeistertem Ton.

Die Gläser klangen fröhlich zusammen, dann leerten die drei französischen Herrn ihre Gläser auf Einen Zug. Der Fürst von Hatzfeld folgte ihrem Beispiel, Herr von Hardenberg aber berührte nur leise mit den Lippen den Rand des Glases, und setzte es dann wieder hin.

Ew. Excellenz trinken nicht? fragte Augereau. Sie meinen es also nicht ehrlich?

Doch, Herr Marschall, ich meine es ehrlich, sagte Hardenberg lächelnd, aber Sie haben da ein Wort gesagt, das mich verhindert hat! Sie haben gesagt: auf das Wohl unseres Kaisers! Nun aber bin ich der ergebene, und ich darf sagen treue Diener meines Herrn, des Königs Friedrich Wilhelm,

und ich darf den großen Napoleon also immerhin nicht meinen Kaiser nennen.

Ich hatte mich also falsch ausgedrückt, rief Augereau hastig. Füllen wir unsere Gläser auf's Neue, und nun trinken wir: auf das Wohl des großen Kaisers Napoleon!

Er ließ sein Glas hell anklingen an das Glas des Staatskanzlers, und seine scharfen, beobachtenden Blicke ruhten dann mit lauernder Aufmerksamkeit auf dem Minister.

Herr von Hardenberg setzte das Glas an die Lippen, aber dann zog er es noch einmal zurück, und sich leicht und lächelnd vor dem Marschall Augereau verneigend, sagte er: Erlauben Sie mir, Herr Marschall, daß ich Ihren Toast vervollständige. Lassen Sie uns trinken auf das Wohl des großen Kaisers und auf eine lange und glückliche Allianz mit Preußen!

Und auf eine glückliche Allianz mit Preußen, wiederholten die vier anderen Herrn mit begeistertem Ton; dann leerten sie ihre Gläser, und ließen sich wieder auf die Fauteuils niedergleiten.

Wir haben da eben angestoßen auf unser lautes Geheimniß, sagte Fürst Hatzfeld lächelnd. Denn

nicht wahr, Excellenz von Hardenberg, es ist nur noch ein lautes Geheimniß, diese neue glückliche Allianz zwischen Preußen und Frankreich?

Ich hoffe, diese glückliche Allianz wird bald gar kein Geheimniß mehr sein, sagte Hardenberg. Preußen hat mit innigster Freude den Vorschlag Frankreichs entgegengenommen, und wird die Vermählung seines Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit einer kaiserlichen Prinzessin von Frankreich als die freudige Gewähr einer unauflöslichen Verbindung begrüßen. *) Nur ist der Kronprinz noch zu jung, um in eine Ehe eintreten zu können, und in diesem Augenblick wenigstens muß man es vermeiden, ihm von dem glänzenden Glück seiner Zukunft zu reden. Seine Gedanken dürfen jetzt nur Gott und der Religion angehören, denn Sie wissen, meine Herren, daß der Kronprinz in einigen Tagen die Feier seiner Einsegnung begehen wird. Erst, wenn er seine Seele Gott gelobt hat, erst dann wird es Zeit sein, daß er sein Herz der Liebe gelobt, erst dann wird man

---

*) Eine solche Verbindung war damals in der That von Frankreich in Vorschlag gebracht, und Hardenberg schien sie zu begünstigen. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. XII. S. 13.

ihm Mittheilungen machen über die glänzenden Zukunftspläne, die sich vor ihm aufthun, und er wird ohne Zweifel, gleich dem König, freudig bereit sein, die Bande noch fester zu schließen, welche Preußen mit Frankreich verbinden. Er wird stolz darauf sein, eine Prinzessin aus dem Hause Napoleon als seine Gemahlin zu empfangen, denn eine solche Vermählung macht ihn zum Verwandten des größten Fürsten seines Jahrhunderts!

Eines Fürsten, den Gott vor Allen Andern liebt, da er vor Allen Andern ihn mit Glück begnadigt, rief Fürst Hatzfeld emphatisch. Gottes Liebe ist sichtbar mit ihm, und schützt seinen Liebling. Wer hätte es sonst außer ihm vermocht, diese furchtbaren Gefahren des russischen Feldzugs zu überwinden, und wie mit dem Flug des Adlers aus den Schneesteppen Rußlands wieder heimzukehren nach Frankreich, ohne auf diesem raschen Flug auch nur ein Blatt aus seiner Lorbeerkrone verloren zu haben, und ohne nur eine Feder aus seiner Schwinge geknickt zu sehen.

Es ist wahr, sagte Augereau gedankenvoll, das Glück, oder wenn Sie wollen, die Gottheit ist mit dem Kaiser, sie beschützt ihn in allen Gefahren und

läßt ihn siegreich aus allen Stürmen hervorgehen. In Rußland war er in Gefahr, seinen Ruhm und seine Armee einzubüßen, aber die Schlacht an der Moskwa und mehr noch die Schlacht an der Beresina retteten seine Lorbeeren und seinen Feldherrnruhm. Auf einsamen Wegen, ohne Eskorte, ohne Schutz, reiste der Kaiser durch Polen und durch Deutschland, um nach Frankreich zurückzukehren. Hätte man ihn erkannt, so wären vielleicht irgend einige exaltirte Köpfe auf das kühne Wagniß verfallen, dem großen Kaiser auf seiner einsamen Fahrt aufzulauern und ihn gefangen zu nehmen. Aber die Augen aller seiner Feinde schienen wie geblendet. Unerkannt legte der Kaiser seine gefährliche Reise zurück und erscheint plötzlich in Paris, wo eben die größte Aufregung, Rathlosigkeit und Verwirrung herrschte. Denn Paris war eben Zeuge der unseligen Verschwörung des Generals Mallet gewesen, und die Pariser fragten einander entsetzt, ob Mallet nicht am Ende doch Recht gehabt, ob Napoleon nicht doch gestorben sei, und ob man nicht blos aus Rücksichten der Politik seinen Tod noch verschweige. Da auf einmal erscheint der Kaiser auf den Straßen von Paris, und es ist, als ob plötzlich

ein glänzendes Licht aufgehe in den bisher so düstern Straßen. Alles eilt aus den Häusern, Jeder will das Wunder schauen, den wiedergekehrten Kaiser sehen, Jeder stürzt zu ihm hin, um sein Pferd, seine Gestalt, seine Hände und Füße zu berühren, ihm in's Auge zu schauen, seine Stimme zu hören, und sich durch alle seine Sinne zu überzeugen, daß dies in Wahrheit Napoleon ist, nicht ein Schattenbild, ein Phantom, sondern das Leben, das Glück, der heimgekehrte Kaiser! Die Luft erzittert von Jubelgeschrei, und in dem Glück, ihn wiederzusehen, vergeben diese Tausende, die ihn umdrängen, es dem heimgekehrten Kaiser, daß er ihre Söhne und Brüder, ihre Väter und Gatten auf den Schneefeldern Rußlands als erstarrte Leichen zurückgelassen. Nie hatte Napoleon einen größeren Triumph gefeiert, als an diesem Tage seiner Heimkehr von dem russischen Feldzug. Fortuna ist die an den Triumphwagen des Kaisers gefesselte Göttin, und es wäre daher von den Fürsten, wie von den Völkern sehr thöricht, sich wider ihn auflehnen zu wollen.

Zum Glück haben die Fürsten, wie die Völker, alle derartige Gedanken gänzlich aufgegeben, sagte Hardenberg lächelnd, indem er behaglich den Fasa=

nenflügel auf einem silbernen Teller zerschnitt. Die Völker wie die Fürsten begehren und ersehnen nichts weiter, als Ruhe und Frieden, um ihre Wunden verbinden, ihren Acker bestellen, und so Gott will, alsdann auch das Korn friedlich in ihre Scheunen bringen zu können.

Und daß die Völker alle das thun sollen, rief St. Marsan, das verbürgt ihnen das Wort des Kaisers! Napoleon will den Frieden, er ist zu jedem Opfer bereit, um denselben herbeizuführen und zu erhalten.

Die deutschen Fürsten werden ihm natürlich mit Freuden die Hand dazu bieten, sagte Hardenberg, leise das Haupt neigend. In der That, ich wüßte nicht, auf welchem Punkt von Deutschland der Krieg jetzt zum Ausbruch kommen sollte. Die Fürsten des deutschen Rheinbundes haben den Kaiser der Franzosen längst als ihren Herrn und sich als seine gehorsamen Vasallen anerkannt. Das mächtige Oesterreich hat sich an Frankreich durch die Bande der Verwandtschaft geknüpft, und die Hände von Marie Louise und Napoleon sind segnend über den beiden Ländern ausgebreitet. Das arme Preußen aber hat sich nicht allein bewährt als den treuen

Bundesgenossen Frankreichs, sondern es ist jetzt auch, aller früheren Demüthigungen vergessend, freudig bereit, seinen künftigen König mit einer Napoleonischen Prinzessin zu vermählen. Woher also sollte der Anstoß zu einem neuen Kriege mit Deutschland kommen! Wir werden, so Gott will, Frieden haben, einen langen, dauernden Frieden!

Und das wird ein großes Glück sein, rief der Graf Narbonne, denn alsdann werden wir nicht mehr nöthig haben, uns unsere Soupers durch die leidige Politik vergiften zu lassen. „Die Politik", pflegte mein großer königlicher Gönner, der König Ludwig der Sechszehnte, der würdige Oheim des Kaisers Napoleon, zu sagen, „die Politik versteht gar nichts von der Kochkunst, sie verdirbt alle Speisen, und man muß sich daher wohl hüten, sie in die Küche oder in den Speisesaal eintreten zu lassen. Nicht einmal gleich nach dem Essen darf man sie empfangen, denn sie stört alsdann die Verdauung, nur in den Morgenstunden soll man ihr Audienz geben, dann mag sie als der spanische Pfeffer dienen, der dem Dejeuner seine pikante Würze verleiht." Das war in der That sehr weise gedacht, ich erkenne das jetzt auf's Neue, wo Sie mir so

grausam den herrlichsten Fasan mit Ihrem spanischen Pfeffer der Politik bestreut haben!

Sie haben Recht, rief Hardenberg lachend, und ich bitte Ew. Excellenz daher auch um Entschuldigung, denn der spanische Pfeffer, welcher in der Cumberlandsauce, und einigen andern Gerichten sehr an der Stelle ist, paßt sich doch sehr wenig zu der französischen Trüffel!

Unglücklicher, rief Narbonne mit komischem Pathos, das ist ja schon wieder Politik, und zwar Politik der schlimmsten Art!

Wie so denn? fragte Graf St. Marsan. Was haben Sie denn dem Herrn Minister Hardenberg vorzuwerfen?

Nun, hörten Sie denn nicht ganz deutlich, daß Se. Excellenz von unsern schlechten Erfolgen in Spanien sprach? Der spanische Pfeffer, sagte er, paßt sich zu englischen Saucen, nicht aber zu französischen Trüffeln. Das soll heißen, daß Spanien und England gute Bundesgenossen sind, und daß Frankreich und Spanien sich niemals versöhnen werden. Und es ist wahr, es ist ein Krieg auf Leben und Tod, den Spanien gegen uns führt, und leider ein Krieg, der uns wenig Aussicht auf Erfolge

bietet. Die Spanier machen uns jeden Fußbreit Landes mit ihrem Blut streitig, und sie haben an Lord Wellington und seinen Engländern sehr würdige Hülfstruppen gefunden. Sie —

Ach, mein Herr Graf, rief der Marschall Augereau lächelnd, jetzt sind Sie es, der Politik macht, und Sie dürfen uns jetzt nicht mehr anklagen.

Sie haben Recht, und ich bitte um Verzeihung, sagte Narbonne, aber Sie sehen, wie sich das alte Sprüchwort bewährt: „Böses Beispiel verdirbt die guten Sitten.“ Reden wir nicht mehr von dem spanischen Pfeffer, sondern von der französischen Trüffel. Vergleichen Sie einmal diese französische Trüffel von Perigord mit der italienischen Trüffel, die wir vorher bei dem Entremêt genossen haben, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß unsere Trüffel von Perigord in jeder Hinsicht den Vorzug vor der italienischen verdient. Sie ist feiner, saftiger, duftiger und pikanter. Es ist unbestreitbar, dieses Perigord hat der Welt die ausgezeichnetste Frucht geliefert!

Von welcher Frucht reden Sie? fragte Hardenberg lächelnd. Verstehen Sie darunter die Trüffel

von Perigord, oder den Abt von Perigord, den großen Talleyrand?

Ich sehe, Sie sind verloren, seufzte Narbonne, während die übrigen Herrn in ein fröhliches Lachen ausbrachen. Selbst einer Trüffel gegenüber wagen Sie es noch, sich mit politischen Wortspielen zu zerstreuen, und verwechseln absichtlich einen Abt mit einer Trüffel! Oh der Lästerung dieser schönsten aller Früchte, — von der Trüffel nämlich rede ich jetzt, — oh des Verraths an —

Eben ward die Thür des Salons hastig geöffnet, und der erste Secretair der französischen Gesandtschaft trat ein.

Wie, mein Herr? rief Graf St. Marsan ihm entgegen. Sie kommen hieher, mich aufzusuchen? Es ist also etwas Wichtiges vorgefallen?

Der Secretair näherte sich ihm eilig. Ja, Excellenz, sagte er, es sind wichtige und dringende Depeschen angelangt. Sie kommen von der Armee, und der Adjutant des Marschalls Macdonald ist der Ueberbringer derselben. Er ist Tag und Nacht geritten, um bei Ew. Excellenz noch früher einzutreffen, als der Courier, welchen ohne Zweifel der General von York an den König von Preußen abge-

sendet hat.' Hier sind die Depeschen, welche der Adjutant des Marschalls überbracht hat, und von denen er behauptet, daß sie sogleich in die Hände Eurer Excellenz gelangen müßten.

Er übergab dem Grafen ein großes versiegeltes Schreiben, das dieser hastig erbrach, und auseinander faltete.

Tiefes Schweigen herrschte jetzt in dem kleinen Salon, die Gesichter der fröhlichen Tischgenossen waren ernst geworden, und Aller Augen waren mit gespanntem, fragendem Ausdruck auf den Grafen St. Marsan gerichtet. Dieser hatte Anfangs mit ruhiger, gleichgültiger Miene gelesen, plötzlich hatten seine Züge den Ausdruck des Erstaunens, ja des Zorns angenommen, und eine finstere Wolke hatte sich auf seiner Stirn gelagert.

Es ist gut, sagte er dann, sich an den Secretair wendend. Kehren Sie in das Hôtel zurück. Ich werde Ihnen in einigen Minuten dahin folgen!

Der Secretair verneigte sich und ging. Die fünf Herren waren jetzt wieder allein.

Nun? fragte der Marschall Augereau. Es sind also in der That wichtige Depeschen?

Graf St. Marsan antwortete nicht sogleich. Er

ließ seine Augen langsam im Kreise der Tischgenossen umhergleiten, und sie dann mit scharfem, durchbohrendem Ausdruck auf dem Antlitz des Staatskanzlers von Hardenberg ruhen.

Ja, sagte er, es sind sehr wichtige Nachrichten, und es sollte mich Wunder nehmen, wenn Se. Excellenz der Herr Staatskanzler dieselben noch nicht erhalten hätten, denn es sind Nachrichten, welche zunächst und zu allermeist die preußische Armee betreffen.

Ich gebe Ihnen aber mein Wort, mein Ehrenwort, Excellenz, daß ich nicht weiß, um was es sich hier handelt, sagte Hardenberg ernst. Ich habe keinen Courier und keine auffälligen Nachrichten von der preußischen Armee erhalten.

Nun denn, sagte St. Marsan, sich leicht verneigend, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieselben gebe! Der General York, welcher die unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald stehende preußische Heeresabtheilung commandirt, hat dem Marschall den Gehorsam verweigert. Er ist noch weiter gegangen! Er hat mit dem Feind Frankreichs und Preußens, mit Rußland, einen Vergleich abgeschlossen, und in Tauroggen mit dem russischen

General von Diebitsch eine Convention unterzeichnet, kraft deren er sich von der französischen Armee lossagt, und das preußische Armeecorps, mit Einwilligung Rußlands, für neutral erklärt.

Aber das ist nicht möglich, rief Hardenberg, er konnte das nicht wagen, er konnte nicht so ganz und gar gegen die Befehle seines Königs und Kriegsherrn sündigen!

Er hat es gethan, sagte Augereau, und wenn Sie noch zweifeln, Excellenz, so ist hier das eigenhändige Schreiben des Generals von York an den Marschall Macdonald, in welchem er ihm seinen Abfall anzeigt, und ferner hier ein zweites Schreiben von dem General der Cavallerie, von Massenbach, welcher den Marschall Macdonald anzeigt, daß er sich der Convention York's anschließt, und gleich diesem sich dem Oberbefehl des Marschalls entzieht. Die Preußen haben dieser Convention zu Folge bereits ihre vom Marschall Macdonald befohlenen Standorte verlassen, und sich auf preußisches Gebiet begeben.

Es ist wahr, es ist nicht zu bezweifeln, sagte Hardenberg, indem er mit einem tiefen Seufzer die mit eiligen Blicken durchflogenen Papiere dem Mar-

schall wieder darreichte, und sich von seinem Sitz erhob. Es ist dies aber ein so unerhörtes und unerwartetes Ereigniß, daß Sie mich für den Moment ganz verwirrt und rathlos sehen. Sie werden mich also entschuldigen, wenn ich mich zurückziehe, denn vor allen Dingen muß ich doch Sr. Majestät dem König diese wichtige Nachricht überbringen, und mir seine Befehle einholen. Alsdann aber bitte ich den Herrn Grafen St. Marsan, daß ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen darf, um über dies entsetzliche Ereigniß die nöthigen Verabredungen zu treffen.

Ich werde Sie erwarten, zu welcher Stunde der Nacht es immer sei, sagte Graf St. Marsan, ich kehre jetzt sogleich in mein Hôtel zurück.

Und ich eile zum König! rief Hardenberg, indem er sich von den Herren verabschiedete.

II.

Der Abfall des Generals York.

Der König Friedrich Wilhelm war so eben von seinem letzten Geschäft jedes Tages in sein Kabinet zurückgekehrt, das heißt, er hatte sich in die verschiedenen Schlafzimmer seiner Kinder begeben, und an ihre Betten tretend, hatte er mit einem leisen Kuß den Schlafenden gute Nacht gesagt. Sonst hatte er dieses letzte Tagesgeschäft an der Seite seiner Gemahlin mit glücklichem Herzen und heiterem Antlitz vollbracht, es war gewissermaßen das letzte Siegel gewesen, das sie Beide in inniger Liebesgemeinschaft an jedem vollendeten Tage ihres gemeinsamen Glückes auf die Stirnen ihrer schlafenden Kinder gedrückt. Jetzt aber, seit Louise ihn verlassen, war dieser letzte Nachtgruß an seine Kinder eine Art heiliger Wallfahrt zu seinen Erinnerungen für den König geworden. An keinem Abend durchwandelte Friedrich

Wilhelm die schweigenden Corridore und trat in die Gemächer seiner Söhne und Töchter ein, ohne daß er Derer gedachte, die ihn seit fast drei Jahren nun schon verlassen hatte, und die er doch immer neben sich zu sehen glaubte mit ihrem heiterstrahlenden Lächeln und ihren vor Liebe und Begeisterung glänzenden Augen. An keinem Abend unterließ der König es, denjenigen seiner Kinder, welche er noch wachend traf, mit sanfter Stimme zu sagen: „Betet und gedenkt Eurer edlen Mutter, deren Augen auf Euch ruhen!“ und denjenigen, welche schon schliefen, zwei Küsse auf die Lippen zu drücken, den einen für sich, den andern für Louise.

Von diesem Kirchgang der Erinnerungen war der König so eben in sein Kabinet zurückgekehrt, und wie ein letzter ersterbenden Schimmer des Abendrothes erglänzte noch ein mattes Lächeln auf seinem Angesicht, das seit dem Tode der Königin immer ernst und traurig zu sein pflegte.

Er setzte sich auf den Divan nieder, auf welchem sie so oft an seiner Seite gesessen, und seine Augen hefteten sich mit einem langsamen, trüben Blick auf den leeren Platz neben ihm.

Allein! Immer allein! sagte er leise. Nichts

als Intriguen, Streitigkeiten und Bosheit um mich her! Keiner, der mich liebt! Allein!

Mit einer ungewohnten schnellen Bewegung wandte er das Haupt seitwärts nach der Wand hin, wo über seinem Schreibtisch das Bildniß der Königin Louise in dem weißen Gewande und der Rose am Busen hing.

Wo bist Du denn, Louise, rief er laut, warum hast Du mich allein gelassen, da Du mir doch geschworen, Freud und Leid mit mir zu tragen, und Du bist nicht da, es mit mir zu theilen, und —

Plötzlich verstummte der König und wandte den Blick nach der Thür hin. Es war ihm gewesen, als habe er hastige Schritte sich nähern gehört, als habe man leise an seine Thür geklopft. Wer konnte zu dieser ungewohnten Stunde noch Einlaß begehren, wer durfte es wagen, seine Einsamkeit zu einer Zeit zu unterbrechen, in welcher man wußte, daß er allein sein wollte?

Es klopfte zum zweiten Male, dies Mal lauter als vorher und eine flehende schüchterne Stimme fragte: Befinden Sich Se. Majestät schon wieder in Ihrem Kabinet?

Es ist mein Kämmerer Timm! sagte der König leise. Was kann er wollen?

Und er befahl mit lauter Stimme einzutreten. Sofort ward die Thür hastig geöffnet und der Kämmerer erschien auf der Schwelle.

Verzeihung, Majestät, sagte er, aber Se. Excellenz der Herr Staatskanzler von Hardenberg befinden sich im Vorzimmer und bitten Se. Majestät dringend um eine sofortige Audienz.

Hardenberg! rief der König erschrocken. Mein Gott, was ist denn vorgefallen, was — Nun, es ist gut, unterbrach er sich dann selber. Will den Staatskanzler sprechen! Sogleich eintreten lassen!

Der Kämmerer schlüpfte hinaus. Der König sprang empor und that einige hastige Schritte nach der Thür hin, dann, gleichsam beschämt über seine eigene Ungeduld, blieb er stehen, und nur seine Blicke drückten noch die Erwartung und Spannung aus, die sein Inneres bewegten.

Jetzt trat Hardenberg ein, und die Thür hinter sich zudrückend, näherte er sich eiligen Schrittes dem König.

Majestät, sagte er, ich bitte um Verzeihung, daß ich zu so später Abendstunde noch Ew. Majestät zu

stören wage. Aber die Wichtigkeit und Größe der Nachricht, welche ich hieher bringe, wird meine Entschuldigung sein. Ich speiste so eben mit dem französischen Gesandten, dem Grafen St. Marsan, bei'm Marschall Augerau, als man dem Gesandten wichtige Depeschen überbrachte, die so eben von der Armee eingetroffen waren.

Es ist eine Schlacht vorgefallen, nicht wahr? Mein Armeecorps zu Grunde gerichtet? fragte der König athemlos.

Nein, Majestät, es ist keine Schlacht vorgefallen, etwas viel Ungewöhnlicheres ist geschehen. Der General von York hat mit dem russischen General Diebitsch eine Convention abgeschlossen und einen Vertrag unterzeichnet, nach welchem die unter York stehenden Truppen sich von Frankreich lossagen und sich bis auf Weiteres für neutral erklären.

Das ist nicht wahr! rief der König. Ein bloßes Gerücht! Eine Unmöglichkeit!

Majestät, es ist reine Wahrheit! Ich selbst habe die eigenhändigen Briefe gelesen, in welchen die Generäle York und Massenbach dem Marschall Macdonald ihren gefaßten Beschluß ankündigen und sich von seinem Oberbefehl lossagen!

Der König faßte in heftiger Bewegung mit seinen beiden Händen nach seinem Kopf und drückte sie an seine Schläfen.

Oh, rief er bewegt, ich hab' ein Gefühl, als sollte mich der Schlag rühren. *) Das ist unerhört, gegen alles Kriegsrecht, gegen die heiligsten Gesetze! Es ist offene Empörung, revolutionaires Auflehnen gegen seinen König und Kriegsherrn! Ein General, der es wagt, ein so furchtbares Verbrechen gegen die Disciplin zu begehen, muß vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt werden. Ich aber werde ihn nicht begnadigen!

Majestät, rief Hardenberg entsetzt, es ist möglich, daß General York ein Verbrechen begangen hat gegen die Disciplin, aber seine That bleibt dennoch eine heldenkühne und großherzige, und kein preußischer Kriegsgerichtshof wird es wagen, ihn deshalb anzuklagen. Noch kennen wir nicht die dringenden Umstände, welche den General zu dieser Entscheidung getrieben, noch wissen wir nicht, aus welchen Gefahren er vielleicht durch seine schnelle entschlossene That die preußische Armee gerettet hat.

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Droysen: York's Leben. II. S. 36.

Aber wir wissen, daß er ein unerhörtes Verbrechen gegen die Disciplin begangen hat!

Ein Verbrechen, durch das er vielleicht Preußen vom Untergang errettet hat! Der General wird sich zu entschuldigen, seine That zu rechtfertigen wissen!

Aber er scheint es vielmehr gar nicht für nöthig zu erachten, mir Nachricht zu geben, rief der König mit schneidendem Ton. Er hat sich, wie es scheint, zum Dictator erhoben, und da er meine Militairgesetze nicht anerkennt, will er mich auch nicht anerkennen als den Kriegsherrn, dem er Rechenschaft schuldig ist.

Doch, Majestät, und ich glaube, da kommt seine Rechtfertigung schon, sagte Hardenberg, auf den Kämmerer Timm deutend, der eben wieder in das Kabinet eintrat.

Nun, was bringst Du da, Timm? fragte der König hastig.

Majestät, es ist so eben ein Courier des Generals von York angelangt, der Depeschen überbringt, die er in die Hände Sr. Majestät niederlegen soll.

Wer ist der Courier? fragte der König.

Der Adjutant des Generals, der Major Thile.

Eintreten! sagte der König.

Timm eilte hinaus, und jetzt hörte man Sporengeklirr und schwere, müde Schritte, welche sich näherten. Der Major von Thile trat ein. Seine Uniform war mit Staub und Schmutz bedeckt, das Haar hing in langen feuchten Streifen über seine Stirn nieder, und in seinem Schnurrbart glänzten einige weiße Schneeflocken, mit denen die stürmische Januarnacht ihn geschmückt hatte.

Kamen so eben an? fragte der König, seine Gestalt musternd.

Zu Befehl, Majestät, und ich bin dem Befehl des Generals von York gemäß sogleich hier am Palais vorgefahren, denn es lag dem General Alles daran, daß ich meine Depeschen so rasch als möglich in die Hände Ew. Majestät niederlegen sollte. Ich bin daher Tag und Nacht geritten, und nur heute, da mein Pferd stürzte, habe ich einen Wagen nehmen müssen.

Der französische Courier ist doch vor Ihnen angekommen, sagte der König barsch. Woher kommt das? Haben die Franzosen raschere Pferde, oder pflichteifrigere Soldaten?

Nein, Majestät, sie hatten einfach einen kürzern

Weg zurückzulegen. Da ich nicht mitten durch das französische Lager reiten konnte, mußte ich einen Umweg über Gumbinnen machen. Das hat mich um vier Stunden aufgehalten.

Geben Sie Ihre Depeschen! befahl der König.

Major Thile reichte ihm ein großes versiegeltes Papier dar. Der König streckte schon die Hand aus, um es zu nehmen, dann auf einmal zog er sie wieder fort und trat einen Schritt zurück.

Nein, sagte er, es ziemt einem König nicht, von einem hochverrätherischen Unterthan, einem verbrecherischen Soldaten Briefe zu empfangen. Nehmen Sie, Herr Staatskanzler, erbrechen Sie dieses Schreiben und lesen Sie es mir vor. Geben Sie es Sr. Excellenz.

Major Thile reichte Hardenberg den Brief dar, und, indem er es that, begegneten sich die Blicke der beiden Männer. In den Augen des Majors stand eine bange angstvolle Frage, die Augen Hardenberg's gaben eine traurige, schmerzliche Antwort, und beide Männer konnten den Seufzer nicht unterdrücken, der ihre Brust beengte.

Lesen Sie! sagte der König, indem er in die Fensternische trat und sich dort, die Hände über die

Brust gefaltet, so hinstellte, daß die Vorhänge sein Gesicht beschatteten und es dem Anschauen der beiden Herren entzogen.

Hardenberg entfaltete das Papier und las:

„An Se. Majestät den König!

„Tauroggen, den 30. December 1812.

„Durch einen spätern Abmarsch wie der Mar„schall, durch die vorgeschriebene Marschdirection von „Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der sie„benten Division zu decken, durch böse Wege und „endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst „nachtheilige Lage versetzt, habe ich mich genöthigt „gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor „Diebitsch die Convention abzuschließen, welche ich „Ew. Majestät hiermit allerunterthänigst zu Füßen „lege.

„Fest überzeugt, daß bei einem weitern Marsch „die Auflösung des ganzen Corps und der Verlust „seiner ganzen Artillerie und Bagage ebenso unaus„bleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen „Armee, glaubte ich als Unterthan Ew. Majestät nur „noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr „auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für

„den das Corps nur aufgeopfert wäre, ohne ihm in „seiner Lage noch wahre Hülfe leisten zu können.

„Die Convention läßt Ew. Majestät in Höchst „Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält „aber Ew. Majestät ein Truppencorps, was der „alten oder einer etwaigen neuen Allianz Werth „giebt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Will- „kür eines Alliirten setzt, von dem Sie die Erhal- „tung oder Retablirung Ihrer Staaten als Geschenk „annehmen müßten!

„Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu „Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde „mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens „nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße ge- „fehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, „wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen For- „derungen eines Alliirten losreißen können, dessen „Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß „erweckendes Dunkel eingehüllt waren, wenn das „Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat „mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heil des „Vaterlandes führt! „York." *)

---

*) Droysen: York's Leben. I. S. 493.

Eine Pause trat ein. Der König stand noch immer mit übereinandergeschlagenen Armen in der Fensternische, das Gesicht beschattet von den Vorhängen, unerreichbar für die angstvoll fragenden Blicke Hardenberg's und des Majors.

Befehlen Ew. Majestät, daß ich jetzt die Convention lese? fragte der Minister nach einer Pause.

Nein, sagte der König rauh, was kümmert mich eine Convention, die ein Verräther aufgezeichnet hat. Ich dürfte sie doch nicht annehmen, und wenn sie mir selbst neue Provinzen zusicherte. Major Thile!

Ew. Majestät zu Befehl! sagte der Major, in steifer militairischer Haltung einige Schritte näher tretend.

Waren Sie bei den Verhandlungen, die dem Ereigniß vorhergingen, gegenwärtig? Haben Sie genaue Kenntniß von den einzelnen Umständen desselben?

Ja, Majestät, der General von York würdigte mich seines Vertrauens, ich kenne den ganzen Gang der Unterhandlungen und war auch bei dem Abschluß der Convention gegenwärtig. Ich habe alle die großen innern Kämpfe des Generals beobachtet, ich bin Zeuge gewesen, wie er gerungen mit seinem

Gewissen als Soldat und als getreuer Unterthan Ew. Majestät. Als Soldat war er sich des Verbrechens bewußt, das er im Begriff war gegen die Disciplin zu begehen, als getreuer Unterthan fühlte er, daß er dies Verbrechen begehen müsse, wenn er nicht ein Ew. Majestät allein gehöriges Armeecorps von zehntausend Mann rettungslos dem Verderben übergeben wollte.

Hatten die Unterhandlungen schon lange gedauert? Erzählen Sie! Ich will Alles wissen, aber merken Sie wohl auf, ich will die Wahrheit wissen! Keine Betheurungen! Sprechen Sie jetzt!

Ja, Majestät, die Unterhandlungen hatten schon längere Zeit gedauert, schon so lange, als die sogenannte große Armee in einzelnen zerfetzten und zerschlagenen Trümmern, in einzelnen trostlosen Bettlerbanden aus Rußland daher kam und die glänzende machtvolle russische Armee sich immer mehr unsern Standorten und der preußischen Grenze näherte. Die russischen Feldherrn und Generäle, der Fürst Witgenstein und der General von Diebitsch sandten Boten auf Boten an York und ließen ihm das Gefährliche seiner Lage, und wie er von allen Seiten von den russischen

Truppen umzingelt sei, melden. Er solle daher nachgeben, riethen sie, wenn er nicht ohne Noth die Truppen Ew. Majestät dem sichern Untergang und Verderben Preis geben wolle. Er solle zum Heil Preußens die rettende Hand ergreifen, die sich ihm entgegenstrecke, und Preußen zwingen, sich loszusagen von einem völlig zu Grunde gerichteten Alliirten, der, um sich noch eine kurze Stunde der Existenz zu fristen, es sicher nicht verschmähen würde, Preußens letzte Kräfte und letzte Hülfsquellen für sich auszubeuten. Aber der General konnte sich immer noch nicht entschließen zu einem Schritt, von dem er nicht wußte, ob er die Billigung Ew. Majestät haben werde. Indeß jetzt kam die Nachricht, daß Memel von den Russen eingenommen und besetzt sei, und zugleich ließ der Fürst Witgenstein melden, daß er mit seinem Armeecorps von funfzigtausend Mann die Ufer des Niemen besetzt habe, bereit, die französische Armee zu verfolgen, welche jetzt ihre Rettung in Preußen suchen wolle. Fürst Witgenstein fragte daher zu letzter Entscheidung, ob York sich lossagen wolle von der französischen Armee, oder ob man ihn als einen Theil derselben und als Feind Rußlands zu betrachten habe?

Und was antwortete York? fragte der König hastig.

Majestät, York schwieg noch immer. Selbst wir, seine Vertrauten, wußten noch nicht, was er beschlossen habe. Da auf einmal erschien bei York ein Bote des Marschalls Macdonald, dem es gelungen, sich durchzuschleichen. Er meldete dem General, daß die französischen Truppen unter dem Marschall bei Piktupöhnen ständen, und brachte den Befehl, daß York sich eben dorhin verfügen sollte, wo Macdonald ihn erwartete, und wo die französischen und die preußischen Armeecorps sich vereinigen sollten. Jetzt gab es kein Zaudern mehr. Die Boten des russischen Generals Diebitsch und des französischen Marschalls Macdonald waren da und drängten auf Entscheidung. York mußte entweder sogleich aufbrechen und sich durch die Russen durchschlagen, um sich in Piktupöhnen mit dem französischen Marschall zu vereinen, oder er mußte dem Marschall den Gehorsam aufkündigen und, statt nach Piktupöhnen zu marschiren, sich mit den Russen vereinen und nach Preußen marschiren. Aber General York zauderte noch immer. Da kam in der Dämmerung des Abends ein zweiter Bote des Generals von Diebitsch. Dieser Bote war

der Oberstlieutenant Clausewitz, den Diebitsch gesandt, um eine letzte bestimmte Antwort zu fordern. York empfing ihn mißmuthig und rief ihm zürnend entgegen: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben. Eure verwünschten Kosacken haben einen Boten Macdonald's durchgelassen, der mir den Befehl bringt, nach Piktupöhnen zu marschiren und mich dort mit ihm zu vereinen. Nun hat aller Zweifel ein Ende. Eure Truppen kommen nicht an, Ihr seid zu schwach; ich muß marschiren und verbitte mir jetzt die weitern Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden." *)

Das hat der General wirklich gesagt? fragte der König rasch. Es ist die Wahrheit, welche Ihr da sprecht?

Ja, Majestät, es ist die Wahrheit! Der General York hat das gesagt, ich war zugegen als Clausewitz zu ihm kam. Ich blieb auch, nebst dem Obristen Röden, im Zimmer, als Clausewitz endlich auf sein dringendes Bitten vom General York die Erlaubniß erhielt, ihm wenigstens die mitgebrachten Briefe von den Generälen d'Auvray und Diebitsch

---

*) York's eigene Worte. Siehe: Droysen I. S. 486.

übergeben zu dürfen. Der General las sie, dann heftete er seine durchbohrenden Blicke auf Clausewitz und sagte: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße! Glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist und daß sich die Witgenstein'schen Truppen wirklich am 31. December am Niemen befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" — Der Oberstlieutenant Clausewitz gab ihm sein Ehrenwort. — York schwieg und ging nachdenkend einige Male auf und ab, dann reichte er Clausewitz die Hand dar und mit fester Stimme und einem wunderbar erhabenen Ausdruck sagte er: „Ihr habt mich! Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle vor Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen. Ich gehe nicht nach Piktupöhnen!" Und wie er so sprach, da konnten wir, die wir Zeuge dieses Moments waren, unser Entzücken nicht mehr zurückhalten. Aller Etiquette und Disciplin vergessend, stürzten Rödern, Clausewitz und ich zu dem General hin, um ihn zu umarmen, um ihm mit Thränen in den Augen zu danken, um ihm zu sagen, daß er nur den glühendsten Wunsch des ganzen Armeecorps

erfüllt habe, und daß alle preußischen Officiere gleich uns mit enthusiastischer Freude die Nachricht aufnehmen würden, daß wir erlöst sein sollten vom französischen Bündniß. York aber sah uns mit ernsten, trüben Blicken an, und mit einem matten Lächeln sagte er: „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ *) — Am andern Morgen berief er die sämmtlichen Officiere seines Corps, und in einer tiefergreifenden Rede theilte er ihnen seinen gefaßten Entschluß mit.

Was sprach er? fragte der König. Können Sie mir seine Worte wiederholen?

Ja, Majestät, denn nach jenem Vorgang in mein Quartier zurückgekehrt, schrieb ich die so eben gehörte Rede sogleich in mein Notizbuch, und ich glaube, daß sich jedes Wort meinem Gedächtniß eingeprägt hatte.

Haben Sie Ihr Notizbuch bei sich?

Zu Befehl, Majestät!

Lesen Sie!

---

*) Diese ganze Scene ist historisch. Siehe: Droysen I. S. 487.

Major Thile zog sein Portefeuille hervor und las: „Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbstständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heer vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch Den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben, geht es mißlich, dann ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.“ — Majestät, sagte Major Thile, sein Taschenbuch schließend, das war die ganze Rede.

Und was erwiederten die Herren Officiere darauf? fragte der König. Die Wahrheit, ich will die Wahrheit wissen!

Und ich werde den Muth haben, sie zu sagen, obwohl ich jetzt fürchte, daß Ew. Majestät unzufrieden sein werden! — Majestät, die sämmtlichen

Officiere nahmen die Rede des Generals mit lautem Jubel, mit Thränen des Entzückens auf. Man reichte einander die Hände, man umarmte sich, man begrüßte sich, als kehre man plötzlich aus der Fremde in die geliebte Heimath wieder, als sei Einem plötzlich die Zunge gelöst und man dürfe jetzt wieder die Sprache des Vaterlandes reden. Niemand dachte daran, zurückzubleiben, Jedermann fühlte sich begeistert, endlich wieder für die Sache seines Vaterlandes und seines Königs allein sein Blut und Leben wagen zu sollen, Jedermann trug ein frommes Gebet für die neue heilige Sache, der man jetzt wieder dienen sollte, eine Verwünschung für die verhaßte Sache, der man hatte dienen müssen, im Herzen und auf der Lippe, und als der General York mit hallender Stimme jetzt rief: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden," da riefen wir Alle: „Amen, so soll es sein! Lieber sterben, als noch länger dem Feinde dienen!" — Majestät, ich habe Ihnen die heilige unverfälschte Wahrheit verkündet! Wenn der General strafbar ist, so sind alle Officiere seines Corps es auch. Er forderte uns auf, uns von ihm loszusagen, wenn wir seine Ueberzeugung nicht theilten!

Aber Keiner von uns hat sich losgesagt, denn wir theilten Alle seine Ueberzeugung, und sind Alle bereit, auch seine Strafe zu theilen, wenn anders Ew. Majestät ihn strafen wollen für das, was York als edler und hingebender Patriot gethan!

Sind sehr vorschnell und unziemlich in Ihren Bemerkungen, Herr Major, sagte der König mit barschem Ton. Werd' mich von Ihren begeisterten Tiraden nicht bestechen lassen. Gehen Sie. Sie werden der Ruhe bedürfen! Melden Sie sich morgen früh! Dann sollen Sie mit Depeschen zur Armee zurückkehren! Adieu!

III.

Die Warnung.

Nun, Herr Staatskanzler, sagte der König, nachdem Thile das Zimmer verlassen, jetzt sagen Sie mir Ihre Meinung! Geben Sie mir Mittel an, wie wir diesen unsinnigen und vorschnellen Streich des Generals contrepariren und uns und unser Land vor dessen üblen Folgen schützen können.

Ew. Majestät ist also nicht der Absicht, dem kühnen Schritt York's Ihre Billigung zu geben? fragte Hardenberg.

Ich hoffe, Sie haben das nicht einen Moment geglaubt, rief der König. York that vielleicht Recht, daß er seine Truppen vor nutzloser Aufopferung bewahrt hat. Aber er hätte einzig und allein diesen Gesichtspunkt in's Auge fassen und von diesem Gesichtspunkt aus allein seine Handlungen erklären müssen. Statt dessen hat er seinen Handlungen po=

litische Motive untergelegt und mich dadurch compromittirt und bloßgestellt. Ich befinde mich aber in vollkommen wehrloser Lage, und habe nicht die Mittel in Händen, dem Zorn Frankreichs die Stirn zu bieten. *)

Nein, rief Hardenberg, Ew. Majestät befinden sich nicht in wehrloser Lage, und der Zorn Frankreichs darf Preußen nicht mehr schrecken. Ew. Majestät darf nur wollen, nur die Stimme erheben und die Getreuen zu sich rufen, und das ganze Volk wird sich erheben wie Ein Mann, und Tausende und aber Tausende werden sich um ihren König schaaren, und mit einem unüberwindlichen Heer werden Sie hinausziehen zu dem heiligen Kampf der Befreiung. Und nicht bloß mit einem sichtbaren Heer werden Sie dahin ziehen, dem Feinde entgegen, nein, Majestät, noch ein unsichtbares Heer wird mit Ihnen ziehen, das Heer der Geister und Herzen, die große Armee, deren Anführer die öffentliche Meinung, deren Soldat jeder Bettler auf der Gasse, deren Geschütz jedes gesprochene Wort, jeder Liebesgruß und jeder Segen ist. Oh, Majestät,

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Droysen I. S. 488.

diese große Armee der öffentlichen Meinung, die wird vor Ihnen herziehen, die wird Ihnen und Ihrer sichtbaren Armee die Wege bahnen, die wird Ihnen in jedem Ort neue Rekruten zuführen, die wird Ihre Kassen füllen, Ihre Soldaten kleiden und nähren und unter Ihren Fahnen endlich kämpfen gegen den Feind, den ganz Deutschland, ganz Europa haßt, und dessen Joch jeder Einzelne auf seinem Rücken fühlt. Oh, ich wiederhole es noch einmal, Ew. Majestät darf nur wollen, und ganz Preußen wird sich um Sie schaaren zum heiligen Kampf der Befreiung!

Ich darf aber nicht wollen, sagte der König, es ist wider meine Ehre und mein Gewissen! Ich gab dem Kaiser Napoleon mein Wort, ich bin sein Bundesgenosse, die Verträge sind noch nicht abgelaufen, die Bedingungen sind noch nicht erloschen! Zudem sehen Sie die Dinge viel zu parteiisch, zu rosig an! Verwechseln Ihre enthusiastischen Hoffnungen mit der Wirklichkeit. Die große Armee der öffentlichen Meinung, von der Sie sprechen, ist aber ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse, der sich wie der Wind dreht, ein Bundesgenosse, der stets nur Worte, niemals Thaten hat. Wenn meine Soldaten von der

öffentlichen Meinung gekleidet und ernährt werden sollen, dann werden sie nackt gehen und Hungers sterben können, wenn meine Kassen von der öffentlichen Meinung ihre Füllung erwarten, dann werden sie leer bleiben! Die öffentliche Meinung hat mir immer Recht gegeben gegen Napoleon, sie hat seit sechs Jahren sein Benehmen gegen Preußen gemißbilligt und verdammt, aber sie hat es dennoch zugelassen, daß Napoleon meine Provinzen an sich riß, sich viel mehr nahm, als die Verträge von Tilsit ihm zugestanden, daß er gegen die Verträge seine Truppen in meinem Lande ließ, Contributionen auferlegte und Steuern erpreßte. Die öffentliche Meinung hat es als ein entsetzliches Schicksal beklagt, daß ich hier in der Residenz meines eigenen Landes, in dem Schloß meiner Väter gewissermaßen ein Gefangener bin, und daß in meiner Hauptstadt französische Behörden und ein französisches Gouvernement sich befinden, daß ich unter den Kanonen Spandau's lebe, welche Festung widerrechtlich von den Franzosen occupirt worden ist. Die öffentliche Meinung, sage ich, hat mich deshalb beklagt, aber sie hat mir nicht geholfen, sie hat mir nicht die Demüthigungen erspart, welche ich in Dresden nicht

von Napoleon allein, sondern mehr noch von allen deutschen Fürsten zu erdulden hatte! Reden Sie mir also nicht mehr von Ihrer großen Armee der öffentlichen Meinung, ich verachte sie und kenne ihr wetterwendisches treuloses Wesen. Was aber die sichtbare Armee anbetrifft, von der Sie ferner sprachen, so besitze ich eine solche nicht. Ich habe, kraft der geschlossenen Verträge, mein Armeecorps Theil nehmen lassen an dem Kriegszug Napoleons. Ueber die Hälfte meiner Soldaten liegt in den Schneefeldern Rußlands begraben, — die andere Hälfte befindet sich jetzt in offener Insurrection. Und das sind die Truppen, mit denen ich siegen soll? Siegen gegen dieses mächtige Frankreich, das immer neue Armeen aus dem Nichts hervorzuzaubern vermag, und dem aus seiner reichen Quelle immer neue Millionen in die Kassen strömen? Nein, nein, ich werde ein solches Wagniß nicht machen! Ich werde meine letzten Provinzen, das Erbtheil meiner Kinder nicht gegen eine Chimaire auf's Spiel setzen, ich wäre gern bereit, mein Leben in die Schanze zu schlagen für eine Aenderung dieser unseligen Zustände, aber ich darf nicht meine Krone — die Krone meines einstigen Nachfolgers — auf das Spiel setzen!

Preußen soll nicht untergehen, nicht von Frankreich verschlungen werden, und darum muß ich in Geduld die Last dieser Zeiten ertragen und mich den Umständen fügen. Darum darf ich auch dem General York jetzt sein Verbrechen nicht verzeihen, sondern ich muß ihn richten, wie nach den Gesetzen des Kriegs seine That es verdient. Ich bin dem Kaiser von Frankreich für dies unerhörte Benehmen meines Generals eine Genugthuung schuldig, und bei Gott, er soll sie haben. Der General von York wird seines Commando's entsetzt, cassirt und zur Untersuchung vor ein Kriegsgericht gestellt. General von Kleist soll statt seiner das Commando übernehmen!

Und werden Ew. Majestät auch alle die Officiere absetzen, welche mit lautem Jubelruf der kühnen That ihres Generals zugejauchzt haben? fragte Hardenberg. Werden Ew. Majestät auch den Geist des Widerstandes gegen Napoleon, der in dem ganzen preußischen Armeecorps herrscht, zur Untersuchung ziehen? Majestät, ich beschwöre Sie noch einmal, im Namen Ihrer Armee und Ihres Volkes, im Namen der hochherzigen Königin, deren schönes, begeisterndes Auge von dort her zu uns herüber schaut, fassen Sie einen kühnen erhabenen Entschluß!

Wagen Sie Alles, um Alles zu gewinnen! Billigen Sie die That York's, stellen Sie sich an die Spitze, rufen Sie Preußen, Deutschland zu Ihren Fahnen. Oh, Majestät, glauben Sie es nur, Deutschland wartet nur auf Ihr Losungswort, Alles ist vorbereitet, alle Geister sind gerüstet, alle Waffen liegen bereit, Aller Hände ruhen am Schwert, Aller Blicke sind auf Ew. Majestät gerichtet! Oh, Majestät, zaudern Sie nicht länger, lassen Sie die Nacht enden, die neue Zeit und den neuen Tag beginnen. Erklären Sie Frankreich den Krieg, sagen Sie sich von ihm los!

Der König ging rasch und in sichtbarer Aufregung einige Male auf und ab, und so oft er an dem Bilde der Königin vorüberkam, flog sein Blick zu demselben empor und haftete auf ihm mit einem langen, fragenden Ausdruck. Dann blieb er vor Hardenberg stehen, und ihm die Hand auf die Schulter legend, sah er ihm ernst in das bleiche, zuckende Angesicht. Hardenberg, sagte er endlich halblaut, ich kann den General York nicht straflos lassen, ich darf seine That nicht billigen, wenn — nun ja, wenn ich es vielleicht auch wünschte. Als Kriegsherr muß ich die Disciplin vor allen

Dingen aufrecht erhalten. York hat eigenmächtig, ohne meine Befehle gehandelt, ich darf nachträglich nicht billigen, was einer meiner Generäle willkürlich gethan. Das hieße den Gehorsam von dem Gutdünken und der Willkür jedes Einzelnen meiner Commandeure abhängig machen. Der unbedingte Gehorsam, die gänzliche Unterordnung des eigenen Willens, das ist das geheimnißvolle Band, welches die Armeen zusammenhält, — ich darf es nicht lockern. Wo es sich um geheiligte und nothwendige Prinzipien handelt, da darf ich die Stimme meines Herzens nicht hören!

Aber doch die Stimme der Klugheit, Majestät, rief Hardenberg glühend. Die Klugheit aber selbst gebietet, daß Ew. Majestät jetzt das Schwert erheben wider den treulosen Feind, der niemals seine Verträge erfüllt, sein Wort gehalten hat, und der auch jetzt wieder Unheil und Verderben im Schilde führt.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der König hastig.

Ich will damit sagen, daß Ew. Majestät täglich von der Gefahr bedroht ist, bei dem geringsten Anlaß, welcher den französischen Herren verdächtig

erscheint, verhaftet, und heimlich fortgeführt zu werden. Ich will damit sagen, daß man dringend wünscht, Ew. Majestät möchten einen solchen Anlaß geben, damit man Sie heimlicher Machinationen beschuldigen, nach Frankreich entführen, und Preußen ganz und gar mit Beschlag belegen könnte. Der kleine König Jerome ist seines improvisirten Königreichs Westphalen überdrüssig. Es gelüstet ihn nach einem edleren Thron, dessen Existenz schon durch Jahrhunderte geheiligt ist, und nach einer Krone, die nicht erst, wie seine jetzige, aus dem Nichts braucht geschaffen zu werden. Napoleon hat seinem Bruder die Krone und den Thron von Preußen versprochen, im Fall Ew. Majestät ihm die geringste Veranlassung geben, sich über Sie zu beklagen. Jerome hat daher in Berlin eine Schaar von Aufpassern und Spionen, die beauftragt sind, jedes Wort, jede Bewegung, jeden Schritt Eurer Majestät zu überwachen. Oh glauben es mir Ew. Majestät nur, Sie sind zu jeder Stunde in Gefahr, überfallen und heimlich entführt zu werden! Ich weiß es, ich habe mit Geld, Verstellung und List einige dieser französischen Späher treuherzig gemacht, und für mich gewonnen. Sie haben mir verrathen, daß

jedesmal beim Anbruch der Nacht eine verschlossene Kutsche in der Gegend des königlichen Palais anfährt, und dort die ganze Nacht wartet, daß unweit derselben ein Detaschement Soldaten in einzelnen verstreuten Gruppen hinter den Bäumen, auf dem Opernplatz, und an den Ecken der Straßen, welche die Linden durchschneiden, aufgestellt sind, daß ferner jede Nacht das königliche Palais von einer Anzahl heimlicher Diener der französischen Polizei umstellt ist, und daß einige von diesen Leuten immer Mittel und Wege finden, um sich beim Anbruch des Abends in das Palais einzuschleichen und dort in den Winkeln, im Garten, oder auf dem Hof verborgen zu horchen, zu spähen und zu lauern. Wozu dies Alles, wenn es nicht geschähe, um bei einer sich darbietenden Gelegenheit, bei dem geringsten Schein von einem Abfall Eurer Majestät, sich der geheiligten Person Eurer Majestät zu bemächtigen, so die Pläne des ehrgeizigen Jerome zur Ausführung zu bringen, und aus dem Theaterkönig einen wirklichen König zu machen?

Das Antlitz des Königs war bleich und finster geworden, er preßte die Lippen fest aufeinander, wie er es im Zorn zu thun pflegte. Sie erzählen mir

da eins der Mährchen, mit denen die Ammen ihre Kinder zu erschrecken pflegen, sagte er rauh. Glaube aber nicht daran, werd' mich auch nicht davon schrecken und mich zu voreiligen Schritten drängen lassen. Niemand wird es wagen, mich angreifen oder gar verhaften zu wollen. Ich bin der treue Bundesgenosse Frankreichs und ich habe es durch die That bewiesen, daß ich es ehrlich meine, und treu festhalte an dem beschwornen Bündniß.

Aber wenn man nun diesen Abfall des Generals von York als auf heimlichen Befehl Eurer Majestät geschehen betrachten wollte? Wenn Napoleon, in seinem beständigen Mißtrauen gegen Preußen, Jerome, in seinem glühenden Wunsch nach dem Besitz Preußens, allen Versicherungen Eurer Majestät zum Trotz, an ein Einverständniß zwischen York und seinem König glaubten, und darin den willkommenen Vorwand finden möchten, um ihre bösen Pläne auszuführen, Eure Majestät zu entführen, und Preußen zu vernichten?

Ich werde ihnen so schlagende Beweise von meiner Denkungsart geben, daß es ihnen unmöglich sein wird, an ein Einverständniß zwischen mir und York zu glauben, rief der König hastig. Genug

der Worte jetzt. Es bleibt dabei. York wird seines Kommando's entsetzt, und der General von Kleist soll statt seiner das Kommando übernehmen. Ich werde ferner einen eigenhändigen Brief an Murat, den Stellvertreter des Kaisers bei der Armee, richten, und ihm meinen tiefen Unwillen über das Geschehene und die Strafe, die ich über York verhängt habe, mittheilen.

Nun wohl denn, sagte Hardenberg seufzend, wenn Ew. Majestät dabei beharren, so muß es geschehen, aber alsdann muß, was geschehen soll, eilig und noch in dieser Stunde geschehen. Graf St. Marsan erwartet mich in seinem Palais, um von mir die Entschließungen und Entscheidungen Eurer Majestät zu erfahren, bevor er seine Couriere an den Kaiser Napoleon absendet. Es wird nöthig sein, ihm den Brief Eurer Majestät an den König von Neapel vorzulegen, sowie die ausgeführte Ordre in Betreff des Generals von York. Auch müßten Ew. Majestät die Gnade haben, sofort einen Courier zu ernennen, der die Briefe und Befehle Eurer Majestät nach Preußen in die beiden Heereslager brächte.

Sie haben Recht, dies Alles muß und soll sogleich geschehen, sagte der König, indem er nach

der silbernen Handklingel griff und schellte. Sofort öffnete sich die Thür und der Kämmerer Timm trat ein.

Meinen Flügel=Adjutanten, den Major von Natzmer, hieher bescheiden, befahl der König. Soll schleunig seine Vorkehrungen treffen, um sogleich eine Reise antreten zu können. In vier Stunden muß Alles gethan und der Major von Natzmer reisefertig bei mir im Vorzimmer sein. Gehen Sie selbst zu ihm, Timm, und bringen Sie ihm meine Befehle.

Es genügt an diesem Einen Courier, sagte der König, sich wieder an Hardenberg wendend, nachdem Timm das Zimmer verlassen hatte. Natzmer wird zuerst zum König von Neapel gehen, ihm meinen Brief bringen, ihm die Ordre für Kleist und York mittheilen, und alsdann sich in das russische Lager begeben, um York meine Ordre zu überbringen.

Wollen Ew. Majestät nicht zum Mindesten auch ein Schreiben an den Kaiser Alexander richten, um Schonung zu erlangen für Ihre Truppen, die Witgenstein jetzt als feindliche betrachten wird, und um dem Kaiser, dessen edles Herz diesen neuen Schlag

und diese neue Täuschung bitter empfinden wird, ein Wort des Trostes und der Zusicherungen für bessere Zeiten zu sagen?

Sie haben Recht, sagte der König nach kurzem Sinnen, ich werde einen solchen Brief an den Kaiser schreiben, und Natzmer soll selbst damit zum Kaiser gehen, nachdem er zuerst bei Murat, dann bei Witgenstein und bei York gewesen! —

Eine Stunde später hatte der König seine Briefe und Hardenberg das Absetzungsdecret für York vollendet, und der Staatskanzler verließ das Kabinet des Königs, um sich sofort zu dem französischen Gesandten zu begeben, und ihn von den Entschlüssen des Königs in Kenntniß zu setzen.

Der König schaute ihm mit einem langen, sinnenden Blick nach, und ging dann langsam, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male in seinem Kabinet auf und ab. Tiefe Stille herrschte rings um ihn her, der Sturm der kalten Januarnacht warf den Schnee in dichten Massen an die Fenster, daß es klang, als klopften Geisterhände mit leisen Fingern an die Scheiben; die Lichter auf den silbernen Armleuchtern, die auf dem Schreibtisch des Königs standen, waren tief niedergebrannt;

einige von ihnen, schon im Erlöschen begriffen, flackerten dann und wann heller auf, und warfen einen blitzartigen Schein auf die edle, schöne Gestalt der Königin, deren Bild über dem Schreibtisch hing, und machten ihr Antlitz aufleuchten im schnell wieder verlöschenden Lichtglanz.

Das Auge des Königs begegnete grade einem solchen Moment; er sah, wie das vorher in dichte Schatten eingehüllte Portrait sich plötzlich erhellte, wie aus dem Dunkel die geliebte Gestalt hervortrat, wie das geliebte Antlitz, gleichsam zu flüchtigem Gruß, mit sanftem Lächeln zu ihm hinschauete; ganz unwillkürlich nickte er leise mit dem Kopf, als wolle er den Gruß erwiedern, und näherte sich dann mit langsamen, leisen Schritten dem Bilde.

Louise, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, das Schicksal hat Deine Thränen gezählt und Deine Rache übernommen. In Piktupöhnen war's, wo Du zuerst Napoleon begegnen mußtest, und wo der Uebermüthige Dein edles Haupt in den Staub beugte. In Piktupöhnen bat die Königin von Preußen den Kaiser von Frankreich um Schonung für ihr Land, und um billige Friedensbedingungen. Jetzt war es Frankreich, welches in Piktupöhnen

auf Preußen wartete, und die Hülfe Preußens erbat. Und Preußen hat diese Hülfe verweigert, und die Franzosen haben in Piktupöhnen vergeblich den Beistand Preußens erhofft; sie haben dort, wo das schmachvolle Bündniß begonnen, das trotzige Ende desselben erfahren. Gott ist gerecht; er hat Deine Thränen gezählt, und er bereitet Deine Rache! In Piktupöhnen hat sie begonnen!

IV.

Der Diplomat.

Seit einer Stunde befand sich der Staatskanzler von Hardenberg in dem Kabinet des französischen Gesandten Grafen St. Marsan, und Beide hatten in eifrigen und ernsten Verhandlungen die neue Stellung Preußens und die Garantien, welche es Frankreich für die Aufrichtigkeit seines Bündnisses darbot, erwogen. Graf St. Marsan fühlte sich vollkommen zufrieden gestellt und beruhigt, und nachdem er den Brief des Königs Friedrich Wilhelm an den König von Neapel, und das Absetzungsdecret für York gelesen, hatte sein Antlitz sich völlig wieder aufgeklärt. Er hatte dem Staatskanzler mit zärtlichen Händedrücken versichert, daß nun diese fatale Angelegenheit auch nicht den kleinsten Schatten einer Wolke zwischen Preußen und Frankreich zurücklassen werde, und daß auch sein erhabener

Kaiser gewiß von der Aufrichtigkeit der anhänglichen Gesinnungen des Königs jetzt überzeugt sein werde.

Und setzen Sie hinzu, daß der Kaiser sich damit auch zugleich von meinen anhänglichen Gesinnungen überzeugt sehen wird, sagte Hardenberg lächelnd. Der Kaiser Napoleon hat, wie ich weiß, mir leider oft gemißtrauet und mir eine seiner Größe widerstrebende Gesinnung zugetrauet. Von heute an wird Se. Majestät indessen zugestehen müssen, daß ich zu seinen unwandelbarsten und treuesten Anhängern gehöre. Ich bin es gewesen, der den König zu diesem treuen und unbedingten Festhalten an Frankreich vermocht hat. Sie wissen es, und ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß der König Friedrich Wilhelm den Kaiser Alexander persönlich liebt, und daß er glücklich sein würde, wenn die Umstände ihm gestatten könnten, dem Freunde Alexander zu erneuertem Bunde die Hand darzureichen. Alexander von Rußland hat ihm schon die Hand entgegengestreckt und erwartet nur noch den Handschlag Friedrich Wilhelms. Die That York's war russischer Seits wohl vorbereitet und berechnet; sie sollte der Anstoß sein, der den König zu dem Handschlag vorwärts dränge. Und, ich sage es Ihnen im Ver-

trauen, der König war nicht allein sehr geneigt dazu, sondern auch diejenigen Herren in seiner Umgebung, welche sonst immer die begeisterten Anhänger des Kaisers der Franzosen gewesen, fühlten seit den Unglücksfällen der großen Armee ihre Begeisterung sehr abgekühlt, und glaubten dem König jetzt ein Bündniß mit Rußland als heilbringend anrathen zu müssen. Aber ich habe über sie Alle den Sieg errungen, und meinem Eifer und meiner Beredtsamkeit ist es gelungen, den König zu überzeugen, daß grade jetzt ein unbedingtes Festhalten und Zusammengehen mit Frankreich sowohl der Ehre als dem Vortheil Preußens am meisten entspricht. Der König hat das eingesehen, und die Folge davon war, daß er die Anerbietungen Rußlands gänzlich abgelehnt und sich für treues Festhalten an Frankreich erklärt hat, wovon dieser Brief an Murat, und dieses von mir geschriebene, von dem König bereits unterzeichnete Absetzungsdecret das beste Zeugniß giebt. Frankreich darf jetzt mit fester Zuversicht auf Preußen zählen, denn, Sie sehen wohl, wir haben heute unsere Feuerprobe bestanden, und wir sind treu befunden worden.

Ja, Sie sind treu befunden worden, rief Graf

St. Marsan, und der Lohn und die Anerkennung Ihrer Treue wird nicht auf sich warten lassen. Der Kaiser weiß wohl, daß Ew. Excellenz edler und uneigennütziger Sinn keine andern Belohnungen und keinen andern Dank zuläßt, als die Belohnungen der Ehre und den Dank des Herzens. Diesen letztern bringe ich Ihnen heute schon im Namen des Kaisers und Frankreichs dar, und vielleicht darf ich dem Kaiser melden, daß Ew. Excellenz das Großkreuz der Ehrenlegion immerhin als eine herrliche Belohnung der Ehre betrachten wollen.

Mein Gott, rief Hardenberg mit freudestrahlendem Angesicht, ich glaube, Sie haben das schöne Ziel meiner geheimsten Wünsche errathen. Sie haben in meinem Herzen gelesen, und meine ehrgeizige Sehnsucht verstanden. Es giebt jetzt nur noch Einen Orden, den zu tragen eine stolze Ehre ist, und meiner Brust fehlte dieser Orden bis jetzt!

Graf St. Marsan neigte sich dichter an das Ohr des Staatskanzlers. Mein edler Freund, sagte er leise und lächelnd, wir werden diesen Orden an dem Tage auf der Brust des Staatskanzlers befestigen, an welchem wir den Heirathscontract des

Kronprinzen von Preußen mit einer Napoleonischen Prinzessin unterzeichnet haben.

Ja, rief Hardenberg, ja, so soll es sein! Ich nehme diese Bedingung an! Nicht früher mache ich Ansprüche auf diesen ersehnten Orden, oder fühle ich mich würdig ihn zu empfangen, als an dem Tage der Verlobung des preußischen Kronprinzen mit einer kaiserlichen Prinzessin von Frankreich. Diesen Tag herbeizuführen, ist jetzt für mich ein Ziel der Ehre und des Herzens, und zwar so sehr, daß, wenn man mir vorher jenen Orden, das Ziel meiner Wünsche, anbieten wollte, ich ihn ablehnen würde, weil ich mir erst durch Thaten denselben verdienen möchte.

Und glauben Ew. Excellenz, daß Sie noch lange zu warten haben? fragte Graf St. Marsan. Glauben Sie, daß der Verlobungstag noch fern liegt?

Ich hoffe, nein! Der Kronprinz wird im nächsten Monat confirmirt, und nach der Confirmation wird es Zeit sein, von der Copulation zu sprechen. Ich habe die feste Zuversicht, daß Alles gut und unsern Wünschen gemäß sich entscheiden wird, wenn nur —

Nun? fragte St. Marsan, als Hardenberg plötz=

lich stockte und schwieg. Ich bitte Ew. Excellenz, daß Sie mir vertrauen, und mir die ganze Wahrheit sagen wollen. Sie dürfen der größten Dankbarkeit, der größten Verschwiegenheit, und des rückhaltlosesten Gegenvertrauens sich versichert halten. Ich beschwöre Sie also, vollenden Sie Ihren Satz!

Nun denn, sagte Hardenberg leise und mit dem Ausdruck der größten Zutraulichkeit, ich wollte sagen, daß Alles unsern Wünschen gemäß sich entscheiden würde, wenn nur der König den fortwährenden geheimen Beschwörungen und Einflüsterungen Rußlands und der neuen russischen Partei kein Gehör geben möchte. So lange ich in seiner Nähe bleibe, fürchte ich nichts, aber wenn es diesen Herren gelingen sollte, den König zu bereden, daß er Berlin verläßt, und sich nach einer Stadt begiebt, wo er Rußland näher ist, dann fürchte ich.

Und Ew. Excellenz glauben, daß der König eine solche Absicht hegen könnte? fragte Graf St. Marsan in athemloser Spannung.

Hardenberg zuckte die Achseln. Ich will es nicht glauben, sagte er, aber ich fürchte es beinahe. Indessen werden wir, Sie sowohl, wie ich, wachsam sein. Doch hören Sie nur, Excellenz, da schlägt

es zwei Uhr! Zwei Uhr in der Nacht! Wir haben Beide noch Couriere abzufertigen, und dann endlich dürfen wir uns wohl erlauben, auch eine Stunde Schlafes für unsere erschöpften Glieder zu suchen. Gute Nacht also, mein lieber Graf und Bundesgenosse! Gute Nacht! Ich eile zum König, um ihm zu sagen, daß Frankreich zufrieden sein wird mit der Genugthuung, die wir ihm bieten, und damit werde ich dem König einen ruhigen und friedlichen Schlaf für diese Nacht sichern.

Ach, Sie sind in der That ein Zauberer, Excellenz, sagte St. Marsan heiter, denn Sie verstehen es, Schlaf zu nehmen und zu geben. So lange man sich in Ihrer Nähe befindet, vergißt man jede Müdigkeit der erschöpften Creatur, und jetzt, wenn Sie mich verlassen haben, werde auch ich, Dank Ihren Worten und Verheißungen, so ruhig schlafen können, wie ich es lange nicht vermocht. Sie haben meine Seele beruhigt, und also wird auch mein Körper Ruhe finden. Sagen Sie mir also noch einmal gute Nacht, denn wenn Sie das sagen, wird man sie haben.

Eine gute Nacht also, mein lieber Graf, rief Hardenberg, indem er sich mit einem langen Hände-

druck und einem zärtlichen Lächeln von dem Freunde verabschiedete.

Das zärtliche Lächeln stand noch auf den Lippen des Staatskanzlers, als er in seine Kutsche stieg. Aber sobald die Thür derselben sich hinter ihm geschlossen und der Wagen davon rollte, verschwand dieses Lächeln, und ein Ausdruck finstern Ernstes breitete sich über sein Antlitz aus.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, ihn zu bethören, und ihn argwöhnisch zu machen in Bezug auf den König, sagte er leise zu sich selber. Da der König meinen Warnungen, meinen Bitten kein Gehör schenken will, da er nicht an die Möglichkeit glaubt, daß Frankreich es wagen könnte, sich seiner Person zu bemächtigen, so wird es wohl an der Zeit sein, ihm schlagende und unwiderlegliche Beweise zu geben. Vielleicht entschließt er sich dann, Berlin zu verlassen. Wir können diese so sehr ersehnte Verlobung ja auch an irgend einem andern beliebigen Ort unterzeichnen, und den Orden, den von mir so heiß ersehnten Orden auf meiner Brust befestigen. Wahrhaftig, fuhr er lachend fort, es ist nicht meine Schuld, wenn der gute Graf St. Marsan meine Sehnsucht nach seinem Sinne deutet. Ich habe ihm

den Orden nicht genannt, den ich auf meiner Brust zu tragen wünsche. Was kann ich dafür, wenn er sich einbildet, es gelüste mich nach der Légion d'honneur! Freilich, einen Ehrenorden wünsche ich mir, aber nur den eines deutschen Biedermannes, und den kann ich nur von der Anerkennung Deutschlands und der Geschichte erhalten!

Der Wagen hielt vor dem königlichen Palais, und Hardenberg eilte sich zum König zu begeben. Im Vorzimmer herrschte tiefes Schweigen, einige schlaftrunkene Lakaien saßen auf den Rohrstühlen neben der Thür, und achteten kaum auf den eintretenden Staatskanzler, der mit leisen, eiligen Schritten die Antichambre durchschritt und in den kleinen Salon eintrat. Auch hier herrschte tiefes Schweigen, und die beiden niedergebrannten Lichter dort drüben auf dem Tisch warfen nur ein mattes Dämmerlicht durch den Salon. Bei dem Schein dieser Lichter bemerkte der Staatskanzler zwei Gestalten, die zu beiden Seiten der Thür, welche in das nächste Gemach führte, auf den Fauteuils saßen, und wie der Pendel einer Uhr langsam von einer Seite zur andern sich bewegten. Leise näherte sich Hardenberg den beiden Schlummernden. Ach, flüsterte

er dann mit einem feinen Lächeln, dort schläft der Kämmerer Timm, der mich melden soll, und hier der Major von Natzmer, dem ich ein kleines Wort mit auf die Courierreise geben will!

Er berührte leise mit der Hand die Schulter des Majors; sofort sprang dieser empor und richtete sich in steifer, militairischer Haltung vor dem Staatskanzler auf.

Sie thun wahrhaftig sehr wohl, sich ein wenig Vorrath zu schlafen, sagte Hardenberg, ihm freundlich die Hand darreichend, denn ich fürchte, Sie werden den übrigen Theil dieser Nacht keine Zeit mehr dazu finden. Sie sind reisefertig, nicht wahr?

Ja, Excellenz, vollkommen reisefertig.

Und Ihre Depeschen sind auch reisefertig, glaube ich. — Mein lieber Kämmerer Timm, ich bitte Sie, mich Sr. Majestät melden zu wollen!

Ich glaube, Excellenz bedürfen der Meldung nicht, sagte Timm mit der Vertraulichkeit eines in hoher Gunst stehenden Dieners. Se. Majestät erwartet Ew. Excellenz!

Melden Sie mich doch lieber, sagte Hardenberg lächelnd, denn es könnte sein, daß ich den König ebenso überraschte, wie hier diese beiden Herren,

und ich glaube, das würde Sr. Majestät sehr wenig angenehm sein.

Das ist wahr, sagte Timm, sich eilig der Thür nähernd. Ich werde Excellenz sogleich melden!

Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als der Staatskanzler hastig die Hand auf des Majors Arm legte, und sich dicht zu ihm neigte. Mein Freund, sagte er leise und eilig, ich weiß, Sie sind mit mir einverstanden, und Sie theilen meine Gesinnung.

Ew. Excellenz wissen, daß ich Sie verehre, als den Staatsmann, welcher das Glück und die Zukunft Preußens in seinen Händen hält, und daß ich die Franzosen verabscheue, als diejenigen, welche Preußen an den Rand des Verderbens gebracht.

Wollen Sie etwas thun, um es von diesem Rand zurückzuführen?

Ja, Excellenz, und wenn es mein Leben kostet!

Das wäre ein theurer Preis! Nein, nein, wir bedürfen Ihres Lebens, und Ihres Arms, denn Preußen wird bald der Arme seiner Krieger bedürfen. Es ist weit weniger, was ich begehre. Hören Sie. Der König sendet Sie als Courier nach Ostpreußen. Sie verfügen sich zuerst zu Murat, und übergeben ihm den Brief des Königs. Dann eilen

Sie in das russische Hauptquartier und melden sich beim Grafen Witgenstein. Alles, was ich von Ihnen fordere, ist, daß Sie dem Grafen Witgenstein erzählen, Sie hätten zwei Depeschen zu besorgen. Die eine sei ein eigenhändiger Brief des Königs an den Kaiser Alexander, die andere sei ein Decret, durch welches der General von York abgesetzt und vor ein Kriegsgericht gerufen würde.

Wie? rief Natzmer entsetzt. Der edle York wird abgesetzt?

Ja, der König enthebt ihn des Commando's und setzt ihn ab, weil der General mit seinem Corps zu den Russen übergegangen ist.

York ist zu den Russen übergegangen! rief Natzmer freudig. Und für diese wundervolle kühne That soll ich ihm das Absetzungsdecret überbringen?

So verlangt es der König, und Sie müssen natürlich gehorchen. Aber ich wiederhole es, das Einzige, was ich von Ihnen erbitte, ist, daß Sie dem Grafen Witgenstein erzählen, was Sie für Depeschen überbringen, und welches Inhalts sie sind.

Aber wenn mir der König nichts davon sagt? Wenn ich also den Inhalt dieser Depeschen nicht kennen darf?

Der König wird Ihnen selbst den Inhalt mittheilen, und er wird Ihnen sogar befehlen, überall auf Ihrem Wege zu erzählen, daß Sie dem abtrünnigen General York sein Strafurtheil überbringen. Es liegt ihm daran, daß alle Welt, und besonders Frankreich erfahre, daß er höchst erzürnt ist über den Abfall York's, und daß — still, ich höre Timm kommen, — Sie werden meine Bitte berücksichtigen?

Ich werde dem Grafen Witgenstein von dem Inhalt meiner Depeschen erzählen.

Dann, hoffe ich, ist York gerettet! Still!

Die Thür öffnete sich wieder, und der Kämmerer trat ein. Ew. Excellenz hatten ganz Recht, sagte er, es war sehr gut, daß ich erst Meldung machte. Es war Sr. Majestät so gegangen, wie uns hier, Se. Majestät waren ein wenig eingeschlafen. Aber jetzt erwarten Se. Majestät den Herrn Staatskanzler!

Er öffnete die Thürflügel und Hardenberg eilte durch den anstoßenden Saal nach dem Kabinet des Königs, um ihm das Resultat seines Besuches bei dem französischen Gesandten mitzutheilen. —

Eine Stunde später empfing der Major von Natzmer aus den Händen des Königs drei Depeschen.

Die erste derselben war ein Brief des Königs an den Stellvertreter Napoleons bei der französischen Armee, den König von Neapel. In diesem Brief theilte Friedrich Wilhelm Murat mit, wie er voll tiefster Indignation sei über den Schritt York's, und wie er Major Natzmer beauftragt habe, dem General von Kleist den königlichen Befehl zu überbringen, das Commando zu übernehmen, York abzusetzen und zu arretiren. Der König erklärte in diesem Brief ferner, daß er selbstverständlich der Convention seine Zustimmung verweigere, und daß die vom General Kleist commandirten preußischen Truppen nach wie vor unter dem Oberbefehl des Kaisers Napoleon und seines Stellvertreters, des Königs von Neapel ständen. *) Die zweite Depesche war ein an den Kaiser Alexander gerichteter vertraulicher Brief, dessen Inhalt der König sogar seinem Staatskanzler nicht mitgetheilt hatte. Die dritte Depesche endlich war das Absetzungsdecret für York, und der Befehl an Kleist, das Commando zu übernehmen.

Ich denke, sagte der König, nachdem Natzmer sich beurlaubt hatte, ich denke, wir haben jetzt Alles

*) Droysen: Leben York's. II. S. 37.

gethan, um den Zorn Napoleon's zu beschwichtigen und alle üblen Folgen desselben von Preußen abzuwenden. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Staatskanzler?

Es bliebe nur noch übrig, einen besondern Gesandten an Napoleon selbst zu senden und ihn der tiefen Entrüstung Ew. Majestät zu versichern, sagte Hardenberg düster. Vielleicht erwartet der stolze Kaiser ein solches Zeugniß von der Gesinnungstreue Ew. Majestät.

Der König warf einen raschen, prüfenden Blick auf das düstere Antlitz des Staatskanzlers und blickte dann sinnend eine Zeitlang vor sich hin. Haben Recht, sagte er dann nach einer Pause, muß einen besonderen Abgesandten nach Paris schicken. Wenn es darauf ankommt, einen zornigen und blutgierigen Tiger zu besänftigen, muß man kein Mittel unversucht lassen. Will selbst an Napoleon schreiben und ihn meiner Bundestreue versichern. Der Fürst Hatzfeld soll mit diesem Brief gleich morgen nach Paris abreisen.

Dann werden Ew. Majestät Alles gethan haben, was möglich ist, um die Herren Franzosen von der

Treue Ihrer Gesinnungen zu überzeugen, aber ich fürchte nur, sie wollen sich nicht überzeugen lassen.

Sie glauben also im Ernst, daß die Franzosen mich bedrohen? fragte der König mit einem verächtlichen Lächeln.

Ich bin davon überzeugt, Majestät.

Aber was glauben, was fürchten Sie denn?

Ich sagte es Ew. Majestät schon, ich fürchte, daß man es wagen wird, die geheiligte Person Ew. Majestät zu entführen, und ich beschwöre Ew. Majestät, auf Ihrer Hut zu sein, niemals unbewaffnet und allein Ihr Palais zu verlassen, niemals ohne Eskorte auszugehen.

Ach, sagte der König mit einem trüben Lächeln, sorgen diese Herren Franzosen nicht immer für meine Eskorte? Bin ich nicht immer umgeben von ihren Spionen und Aufpassern?

Wenn Ew. Majestät das selber wissen, warum geben Sie alsdann meinem Flehen nicht nach? Warum verlassen Sie nicht Berlin?

Um etwa nach Potsdam zu gehen? Bin ich dort weniger beobachtet? Weniger ein Gefangener?

Nein, Ew. Majestät sollten Berlin verlassen, um sich ganz und gar und auf Einmal zu befreien von

dem französischen Joch; Ew. Majestät sollten sich entschließen, nach Breslau zu gehen. Dort sind Sie Ihrer Armee näher, dort würden sich Ihre Getreuen um Sie schaaren und dorthin würde vielleicht auch bald der Kaiser Alexander kommen können, und jedenfalls wäre Ew. Majestät dort vor der französischen Spionage gesichert und Ihre Getreuen hätten nicht mehr nöthig, für die persönliche Sicherheit Ew. Majestät zu zittern.

Nach Breslau! rief der König erschrocken. Das ist unmöglich! Das hieße Oel in's Feuer gießen. Das hieße den zweiten Schritt thun auf dem Wege, auf welchem York den ersten gethan!

Der zweite Schritt zur Befreiung Ew. Majestät, zur Erlösung des Vaterlandes, zur Vernichtung des Tyrannen! sagte Hardenberg mit erhobener feierlicher Stimme.

Der König antwortete nicht, er trat an's Fenster, und dem Staatskanzler den Rücken zuwendend, sah er sinnend und schweigend hinaus in die Nacht.

Hardenberg schaute erst zu ihm hin und heftete dann seine Blicke auf das Bild der Königin. Plötzlich wurden seine Züge milder und ein Ausdruck

unendlichen Flehens lag in seinen auf das Bild gehefteten Augen.

Hilf mir, Königin, flüsterte er leise und andächtig. Lenke das Herz, Du Genius Preußens, mache es stark im Wollen und —

Der König wandte sich wieder dem Staatskanzler zu und that einige Schritte auf ihn hin. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, sagte Friedrich Wilhelm, denn wenn ich nach Breslau ginge, so käme das einer Kriegserklärung gleich, und wir sind leider nicht in der Lage, Frankreich den Krieg erklären zu können. Ich darf mich und mein Land nicht muthwillig in eine Gefahr stürzen, die wahrscheinlich unsern Untergang zur Folge haben würde. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß, wenn Ihre Befürchtungen sich wirklich bewahrheiten, wenn ich wirklich Beweise davon bekomme, daß man hier meine Person und meine Freiheit bedroht, daß ich es alsdann für meine Pflicht halten werde, mich dieser Gefahr zu entziehen und meine Residenz nach einem anderen, sicherern Ort, vielleicht nach Breslau zu verlegen.

Ew. Majestät sprechen im Ernst? rief Hardenberg freudig. Sie wollen in der That, sobald Sie

die Gefahr, welche Sie hier bedroht, erkannt haben, Berlin verlassen und sich den Herren Franzosen entziehen?

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, sagte der König feierlich. Und nun genug für heute. Wir bedürfen wohl Beide einiger Stunden der Ruhe. Im Laufe des Vormittags will ich dann den Brief schreiben, mit welchem Hatzfeld nach Paris gehen soll. Gute Nacht, Herr Staatskanzler! —

Jetzt nach Hause, und zwar so rasch, als Deine Pferde laufen können, rief Hardenberg seinem Kutscher zu, als er in den Wagen stieg.

Dann werden wir also in fünf Minuten dort sein, brummte der Kutscher, indem er auf die Pferde einhieb, daß sie in brausendem Galopp davonjagten.

Genau nach fünf Minuten hielt der Wagen vor dem Hôtel des Staatskanzlers, und ein junger, elegant gekleideter Mann öffnete, hastig die Lakaien zurückdrängend, den Schlag des Wagens.

Ach, Sie selbst, mein lieber Richard? sagte Hardenberg erstaunt. Weshalb sind Sie noch nicht zur Ruhe gegangen?

Weil ich keine Ruhe finden konnte, so lange Excellenz nicht daheim waren, sagte der junge Mann,

indem er dem Minister bei'm Aussteigen behülflich war. Es ist fast vier Uhr, das ganze Haus war schon in Sorge und Furcht.

Und was fürchtetet Ihr denn, Ihr guten Thoren? fragte Hardenberg lächelnd, während er die Treppe hinaufschritt.

Wir fürchteten, daß Ihre Feinde vielleicht Mittel und Wege gefunden, Sie heimlich zu entfernen, daß die Herren Franzosen sich auf solche bequeme Weise des gefährlichsten und mächtigsten ihrer Gegner entledigt hätten.

Ach, Ihr großen Kinder Ihr, rief Hardenberg lachend. Wie konntet Ihr nur so unsinnige Furcht haben, da ich doch in Frieden und Freundschaft bei dem französischen Marschall zu Nacht speiste.

Eben deshalb, Excellenz, sagte Herr Richard lächelnd. Man weiß wohl, wie man in eine Mausefalle hinein kommt, aber man weiß nicht, ob man wieder heraus kommen kann. Ein wahrhaft panischer Schrecken herrschte unter der ganzen Dienerschaft, und die Leute waren alles Ernstes schon gesonnen, sich zu bewaffnen, nach dem Hôtel des Marschalls Augereau zu gehen und Ew. Excellenz mit Gewalt zu befreien.

So bin ich also durch einen glücklichen Zufall einem großen Ridicule entgangen, sagte Hardenberg ernst. Ein Minister, der von seiner Dienerschaft nach Hause geholt wird, weil er sich untersteht, ein wenig spät auszubleiben! Welch ein allerliebstes Lustspiel das wäre! Ich bitte Sie, gütigst meinen Leuten zu sagen, daß ihre Furcht sehr thöricht war. Es herrscht die größte Einigkeit zwischen mir und den französischen Herren, und niemals ist das Einvernehmen zwischen Frankreich und Preußen inniger gewesen, als eben jetzt! Das sollen sich meine Leute ein für alle Mal gesagt sein lassen und keine Thorheiten begehen.

Er hatte das absichtlich so laut gesagt, daß die beiden Kammerdiener, die ihm mit den Lichtern voranschritten, und die beiden Lakaien, welche ihm folgten, jedes Wort verstanden und gehört hatten. Hardenberg wußte daher, daß eine Viertelstunde später seine sämmtliche Dienerschaft und am andern Tage ganz Berlin von der neuen entente cordiale Preußens mit Frankreich unterrichtet sein und daß er somit seinen Zweck erreicht haben würde.

Ew. Excellenz begeben sich noch nicht zur Ruhe? fragte Richard, als der Minister, statt den Corridor

bis zu seinem Schlafgemach hinunter zu gehen, jetzt vor der Thür seines Arbeitszimmers stehen blieb.

Nein, mein Herr Geheimsecretair, sagte Hardenberg lächelnd. Da Sie einmal noch wach und so überaus munter sind, so wollen wir noch eine kleine geschäftliche Conferenz mit einander halten. Kommen Sie!

Die Diener hatten kaum die Lichter auf den Tisch niedergesetzt und das Zimmer verlassen, als das Antlitz des Staatskanzlers plötzlich einen ernsten, gespannten Ausdruck annahm. Mit ungestümer Hast seinem Geheimsecretair mit einem Wink seiner Hand Schweigen gebietend, eilte er zu seinem Schreibtisch hin und schrieb rasch einige Zeilen nieder.

Richard, fragte er dann, die Feder bei Seite werfend und das Haupt nach dem jungen Mann hinwendend, der erstaunt seinem geheimnißvollen Wesen zugeschaut hatte. Richard, kommen Sie hieher!

Der junge Mann eilte zu ihm hin, und als Hardenberg ihm jetzt mit einem freundlichen Lächeln seine Hand darreichte, neigte sich Richard und drückte einen innigen Kuß auf diese Hand.

Ach, so heiße und glühende Lippen, wie die Ih=

rigen, sollten nur schöne Mädchen küssen, sagte Hardenberg lächelnd.

Diese Lippen küssen aber lieber die Hand meines Wohlthäters, meines Beschützers, rief der junge Mann leidenschaftlich, die gütige Hand des Mannes, der mich der Armuth, dem Elend und der Verzweiflung entzogen hat, der mich ernähren, erziehen und unterrichten ließ, und der, bis ich selber durch seine liberale Güte diese heilige Pflicht übernehmen konnte, meiner armen kranken Mutter eine sorgenfreie Existenz sicherte.

Reden wir nicht von diesen Bagatellen, sagte Hardenberg leichthin. Sagen Sie mir: lieben Sie mich ein wenig?

Unaussprechlich, Excellenz, mit der Zärtlichkeit eines Sohnes, mit der Ergebenheit und Treue eines Dieners.

Wollen Sie mir einen Beweis davon geben?

Ja, Excellenz! Und forderten Sie mein Herzblut, ich würde es mit Freuden hingeben!

Hören Sie also! Sie müssen in fünf Minuten ein Pferd besteigen und in rasendem Galopp Tag und Nacht reiten, bis Sie das russische Lager erreicht haben!

Ich werde in drei Tagen dort sein, sagte Richard einfach, nur werde ich mein Pferd zu Tode reiten.

Ich gebe Ihnen zwei dafür wieder, wenn Sie vor dem Major von Natzmer beim Grafen Witgenstein, dem commandirenden General der russischen Armee, anlangen.

Hat Natzmer schon Berlin verlassen?

Ja, seit einer Stunde vielleicht, und Sie wissen, daß er für den tollkühnsten Reiter unter allen Officieren gilt. Er hat überdies einen Vortheil vor Ihnen voraus. Er reitet durch das französische Lager und von dort in das hinter demselben befindliche russische. Sie aber müssen das französische Lager umgehen und sich über Gumbinnen unbemerkt von den Franzosen zu der russischen Armee begeben. Aber, wie gesagt, die Hauptsache ist, daß Sie vor dem Major von Natzmer dort eintreffen!

Ich werde vor ihm dort sein. Ich bin, wie Excellenz wissen, viel in Königsberg und der Gegend gewesen, ich kenne alle Schleich- und Richtwege, ich bin auch ein guter Reiter.

Ich weiß es. Ich nehme also an, daß Sie vor Natzmer bei'm General Witgenstein anlangen. Sie

werden aber Niemand sagen, daß ich es bin, der Sie sendet. Es ist Ihre Aufgabe, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um ihn ohne Zeugen zu sprechen. Aber halt, ich werde Ihnen doch einen Geleitsbrief mitgeben. Hier dieser Ring! Der General kennt ihn, er hat ihn oft an meinem Finger gesehen, und er kennt mein Wappen. Senden Sie ihm durch seinen Adjutanten diesen Ring und er wird Sie annehmen.

Er wird mich annehmen, und müßte ich die Schildwachen vor seiner Thür niederschießen, um bis zu ihm zu gelangen.

Sobald Sie dem General gegenüberstehen, werden Sie ihm dieses Briefchen, das ich da eben geschrieben habe, überreichen. Lesen Sie es, und dann werde ich adressiren und siegeln.

Er reichte dem jungen Mann das Papier hin. Lesen Sie laut! sagte er.

Der junge Mann las: „In einer oder in einigen Stunden wird der Major von Natzmer bei Ew. Excellenz anlangen, um von Ew. Excellenz die Erlaubniß zu erhalten, sich durch das russische Lager hindurch zum General York begeben zu dürfen. Wenn Ew. Excellenz ihm das bewilligen und ihn

dahin gehen lassen, so ist Alles verloren und alle Hoffnungen der preußischen Patrioten sind dann auf Einen Schlag vernichtet. Nur wenn York seinen für ihn begeisterten Truppen als Chef verbleibt, wenn das ganze Volk und das ganze Armeecorps daraus die Hoffnung schöpfen darf, daß York im Einvernehmen mit seinem König handelte, nur dann läßt sich auf eine nahe Aenderung unserer Zustände hoffen. Das Schicksal und die Zukunft Preußens liegt somit in den Händen des edlen Generals von Witgenstein."

Jetzt lesen Sie den Brief noch zwei Mal leise für sich selber, sagte Hardenberg, damit Sie ihn Ihrem Gedächtnisse einprägen. Denn auf den Fall, daß Sie durch irgend einen Zufall den Brief verlören oder man Ihnen denselben entwendete, müssen Sie Witgenstein mündlich den Inhalt meines Briefes wiederholen.

Ich werde ihn nicht verlieren und Niemand wird ihn mir entwenden können, denn ich werde ihn auf meinem Herzen tragen. Ich habe weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu übergeben?

Sie haben dem General noch einige Worte zu sagen, die ich nicht dem Papier, sondern nur Ihrem

Gedächtniß anzuvertrauen wage. Sie werden ihm sagen: „Alles ist vorbereitet, und die Zeit des Hinwartens und des Zauderns geht zu Ende. In einigen Tagen schon wird der König Berlin, wo er in Gefahr war, von den Franzosen verhaftet zu werden, verlassen und sich nach Breslau begeben. Von dort aus wird er einen Aufruf an sein Volk erlassen und es zu den Waffen rufen.“ — Still, junger Mann, still, keine freudigen Ausrufungen, keine Entzückungen! Sie müssen zu Pferde! Es ist die höchste Zeit! Hüten Sie sich vor den Kugeln der Franzosen und den Diebeshänden der Russen. Sie müssen vor Natzmer bei Witgenstein ankommen, vergessen Sie das nicht.

Ich werde vor ihm ankommen! Leben Sie wohl, Excellenz!

Leben Sie wohl, mein junger Freund. Ich werde also mindestens acht Tage lang Ihr liebes und schönes Gesicht mich nicht Morgens in meinem Arbeitszimmer begrüßen sehen. Sie müssen mir eine Entschädigung dafür geben!

Was für eine denn, Excellenz?

Sie müssen mich umarmen, mein junger Freund,

rief Hardenberg, indem er dem jungen Mann seine Arme entgegenstreckte.

Oh, wie gütig, wie großmüthig Sie sind! rief Richard, den Minister fest umschlingend und dann mit ehrfurchtsvoller Liebe seine Schultern und seine Hände küssend.

Jetzt, Excellenz, sagte er dann, sich rasch erhebend, jetzt bin ich bereit, allen Todesgefahren und allen Kugeln zu trotzen! Leben Sie wohl!

Er winkte noch einmal rasch mit der Hand und verließ dann das Gemach.

Er wird vor Natzmer ankommen, sagte Hardenberg ihm nachblickend, es ist ein Pfeil der Liebe, den ich abgeschossen, und er wird sein Ziel nicht verfehlen! Und jetzt wollen wir einmal sehen, wie es mit diesem andern Pfeil der Liebe ist, den mes chers amis mes ennemis auf mich abschießen möchten!

Er klingelte heftig. Conrad, sein alter langjähriger Kammerdiener, trat ein.

Kein Briefchen für mich angekommen, Conrad? fragte Hardenberg.

Doch, Excellenz, sagte Conrad leise und ängstlich. Zwei Briefe, Excellenz.

Gieb her! rief Hardenberg.

Conrad warf einen forschenden Blick durch das Zimmer, dann zog er hastig zwei zierlich gefaltete kleine Briefe aus seinem Busen hervor und reichte sie dem Minister hin.

Sie war selbst hier, flüsterte er, und sie schien sehr traurig, daß sie Ew. Excellenz nicht antraf, auch wollte sie es anfangs gar nicht glauben. Erst als ich ihr schwur, es sei die Wahrheit, da gab sie mir den ersten Brief. Nachher kam sie noch einmal wieder und brachte den zweiten Brief.

Aber weshalb sagst Du das Alles so geheimnißvoll, so ängstlich? fragte Hardenberg lächelnd. Fürchtest Du etwa, daß sich hier Jemand versteckt hat und uns behorcht?

Das eben nicht, Excellenz, flüsterte Conrad, aber — die Wände könnten Ohren haben!

Er deutete verstohlen mit der Hand nach der Decke des Zimmers.

Ah, wir befinden uns hier unter dem Schlafzimmer meiner Frau Gemahlin, sagte Hardenberg lachend. Du fürchtest, daß sie noch wach ist und uns durch den Fußboden ihres Zimmers hindurch behorchen könnte?

Die Frau Staatskanzlerin sieht Alles, hört Alles und verräth Alles, sagte Conrad mit dem Ausdruck des Entsetzens.

Es ist wahr, murmelte Hardenberg vor sich hin, ihre Eifersucht giebt ihr tausend Augen, und die Erfahrungen ihres eigenen Lebens haben sie mit den Ränken, Intriguen und Bosheiten aller Art vertraut gemacht. Sie hat es durch diese Ränke und Intriguen dahin gebracht, daß sie meine Gemahlin geworden ist und vor der Welt meinen Namen trägt, — immerhin, ich fürchte ihre Argusaugen nicht, und sie soll mich nicht hindern, meine eigenen Wege zu gehen und mir mit einigen Blumen der Freude meine öde Häuslichkeit auszuputzen.

Ich glaube und fürchte, Excellenz, flüsterte Conrad, daß die Frau Ministerin es auch gemerkt hat, daß das junge Mädchen hier war und daß ich die Briefe von ihr angenommen habe.

Woher vermuthest Du das?

Daher, daß die Frau Ministerin mich heute Abend gegen elf Uhr noch zu sich rufen ließ, um mich zu fragen, wann Ew. Excellenz zu Hause kämen und wohin sie gefahren seien, und als ich versicherte, daß ich Beides nicht wisse, mir mit eige-

nen hohen Händen eine Ohrfeige gaben und mir androheten, mich nächstens aus dem Hause werfen zu lassen.

Das sind allerdings triftige Gründe für Deine Vermuthungen, sagte Hardenberg lächelnd. Aber beruhige Dich nur. Vor dem Hinauswerfen werde ich Dich zu schützen wissen, und was die Ohrfeige anbetrifft, so ist es keine Beleidigung, seine Wangen von den weichen Händchen einer Dame, wenn auch auf etwas unsanfte Weise, streicheln zu lassen. Sonst weiter keine Bestellungen?

Doch, Excellenz, der Arzt der jungen Dame war noch spät Abends hier, um zu vermelden, daß dieselbe wieder in ihren Schlaf verfallen sei, und daß sie vor dem Einschlafen verkündigt habe, sie werde morgen früh um acht Uhr hellsehend sein.

Um acht Uhr! rief Hardenberg lebhaft. Du hörst es, Conrad, um acht Uhr muß ich also dort sein. Das heißt, Du mußt mich um sieben Uhr wecken!

Aber, Excellenz, das heißt, Sie werden dann kaum zwei Stunden geschlafen haben, rief Conrad traurig.

Mein alter Freund, sagte Hardenberg, werden

wir nicht da unten im Grabe Zeit genug haben, zu schlafen? Laß uns hier also so lange als möglich wachen und den Augenblick genießen. Um sieben Uhr also weckst Du mich! Und jetzt komm und hilf mir zu Bette gehen!

Eine Viertelstunde später lag Hardenberg in seinem Bett. Ein zierliches Tischchen mit einer in goldener Schale brennenden Nachtlampe stand vor demselben.

Bei dem Schein dieser Nachtlampe las der Staatskanzler die beiden Briefchen, welche Conrad ihm gegeben. Liebesschwüre! flüsterte er, sie alsdann lächelnd zusammenfaltend. Liebesschwüre, das heißt Betrügereien. Aber man muß gestehen, daß dieser Liebespfeil, den mes chers ennemis mes amis auf mich abgedrückt haben, wenigstens schön befiedert und sehr anlockend ist. Morgen früh um acht Uhr also! Nun, wir werden ja sehen, ob es mir nicht vielleicht gelingen könnte, meinen feindlichen Freunden ein Paroli zu biegen und den Pfeil auf sie selber loszudrücken.

V.

Die Somnambule.

Seit einiger Zeit beschäftigte man sich in der Berliner Gesellschaft viel mit dem Doctor Binder, und erzählte sich wunderbare Geschichten von der neuen Curmethode dieses seltsamen Arztes. Er behandelte seine Kranken auf eine ganz neue Art, und in einer Weise, die sehr viel Romantisches und Zauberhaftes hatte. Er fühlte weder seinen Patienten den Puls, noch prüfte er ihre Zunge; er sah sie nur eine Minute lang an mit seinen düstern, flammenden Blicken, und die Patienten fühlten sich dann sofort wie gebannt von seinem Blick, ihre Schmerzen verstummten, ihr Blut brannte wieder heiß, und ein unendliches Gefühl von Wohlbehagen ergoß sich einen Moment durch ihren Körper. Wenn der Doctor das sah, so pflegte er seine beiden Hände zu erheben, und mit der inneren Fläche derselben leise

einige Male über das Antlitz des Kranken hinzufahren. Dann rötheten sich des Leidenden Wangen, dann trat ein seltenes, lang vergessenes Lächeln auf diese Lippen, welche sich so lange nur zu Gebeten oder Seufzern und Klagelauten geöffnet hatten, die matten Blicke erglühten, und richteten sich mit strahlendem Ausdruck auf das Gesicht des Doctors, dessen stechende und unverwandte Blicke sich durch das Antlitz seines Patienten in seine Seele hineinzubohren schienen, um auf dem Grunde derselben seine geheimsten Gedanken und Beziehungen zu errathen. Allmälig dann ergoß sich ein süßer Friede über den Kranken, die schmerzenden Glieder dehnten sich, die Hände, die krampfhaft und angstvoll auf der Bettdecke umher gesucht, falteten sich in einander, die Augen, welche unverwandt auf dem Antlitz des wunderbaren Arztes geruht, schlossen sich allgemach, und bald verkündeten die langen, regelmäßigen Athemzüge des Kranken, daß er endlich den Schlummer gefunden, den er in seinen Schmerzen so lange vergeblich gesucht und ersehnt hatte.

Freilich folgte diesem Schlummer auch nach einiger Zeit immer wieder das Erwachen, und damit auch die Erneuerung der Schmerzen, freilich war

das Ende dieses Schlummers oft von krampfartigen Zuckungen, von einem unendlichen Wehegefühl, von tiefer Traurigkeit begleitet, aber der Doctor Binder war da, um mit seinen Augen die Schmerzen zur Ruhe zu zaubern, und mit dem Auflegen seiner Hände die zuckenden Glieder zu beruhigen, die hervorstürzenden Thränen zu hemmen, und auf's Neue den süßen, erquicklichen Schlaf hervorzurufen.

Dieses Hervorzaubern des Schlafes, dieses Händeauflegen und Anschauen, das waren die einzigen Medicamente, welche der Doctor seinen Patienten gab, und mit denen er sie von ihren Leiden und Krankheiten zu heilen verstand. Man erzählte sich von den wunderbarsten Heilungen, die er zu Stande gebracht, von Blindgebornen, die durch ihn sehend geworden, von Taubstummen, denen er nach einigen Tagen schon die Sprache und das Gehör wiedergegeben, von Lahmen, die plötzlich, so wie sie von des Doctors Händen berührt worden, ihre Krücken fortgeworfen, und frei und leicht umhergewandelt waren.

Am meisten aber erzählte man sich von einem jungen Mädchen, das seit einiger Zeit sich in der

Cur des Doctors Binder befand. Sie war aus der Ferne gekommen, um bei dem berühmten Arzt und Schüler Mesmer's Heilung zu suchen. Eine große Erkältung hatte bei ihr eine vollständige Lähmung aller ihrer Glieder zur Folge gehabt, sie hatte weder die Füße, noch die Hände bewegen können; starr, unbeweglich und stumm hatte sie wie ein lebendiges Marmorbild auf ihrem Lager Monden lang gelegen. In der Angst ihres Herzens hatten ihre Eltern sich endlich an den Wunderdoctor Binder gewandt, um von ihm Heilung des unglücklichen jungen Mädchens zu erlangen.

Doctor Binder hatte sie in sein Haus aufgenommen. Er hatte alle Aerzte Berlin's öffentlich eingeladen, seine Kranke zu besuchen, um ihren Zustand zu prüfen, und sich von der Wirksamkeit seiner Cur zu überzeugen, er hatte auch das große Publikum der Laien aufgefordert, dem Verlauf dieser Cur zu folgen, und in den Stunden, in welchem er seine Kranke in Schlaf versenke, in sein Haus zu kommen. Die Aerzte hatten sich in vornehmer Geringschätzung des ungelehrten Wunderdoctors, der ohne Salben und Mixturen Krankheiten zu heilen gedachte, fern gehalten, aber desto bereitwilliger

war das Publikum der Laien gekommen, um dem Gang der Cur zu folgen.

Und dieses Publikum hatte die Genugthuung gehabt, zu sehen, wie die bewegungslose Gestalt des jungen Mädchens, die anfangs starr und steif wie ein Marmorbild da gelegen, nach und nach sich zu regen begonnen. Es war Zeuge gewesen, wie sie nach wenigen Tagen die rechte Hand, dann nach einiger Zeit den rechten Fuß gehoben, wie dann allgemach Leben und Bewegung in alle ihre Glieder gekommen, und wie endlich in einer großen und wahrhaft feierlichen Stunde das junge Mädchen auf den laut ausgesprochenen Befehl des Doctors sich von ihrem Lager erhoben hatte, und mit festen, sichern Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war. Dann freilich war sie mit einem lauten Aufschrei zu des Doctors Füßen niedergestürzt, an allen Gliedern zitternd und zuckend wie in einem innern Krampf. Allmälig jedoch war sie ruhiger geworden, ein milder Friede hatte sich über ihr Antlitz verbreitet, und wie in freudiger Begeisterung hatte sie zu sprechen angefangen, hatte sie erzählt von der Wunderwelt, die sie mit ihren innern Augen schaue, von den Gesichten, die ihrer Seele sich erschlössen,

und wunderbare Prophezeihungen und Orakel waren von ihren Lippen geflüstert worden.

Dieser Zustand hatte sich seitdem täglich wiederholt, und war mit regelmäßiger Bestimmtheit jedesmal einer „Krisis" oder einem Krampfanfall gefolgt.

Das junge Mädchen war Somnambule geworden, und in einem seltsamen Spiel des Zufalls hatte sie, die bis dahin nach der Aussage ihrer Verwandten sich niemals um Politik und Staatskunde bekümmert, und der es ganz gleichgültig geschienen, ob Napoleon oder irgend ein anderer Fürst über Deutschland und die Welt herrsche, sich plötzlich in ihrem hellsehenden Zustand nur mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, und war gewissermaßen als eine Prophetin der Politik und der Zukunft der Staaten erschienen.

Es war daher sehr natürlich, daß dieses Phänomen selbst die Aufmerksamkeit der Staatsmänner erregt hatte, und daß auch sie hingegangen waren, um die Somnambule in ihrer politischen Extase zu sehen, und sich mit ihr in Rapport zu setzen, um ihr Fragen politischer Art vorzulegen, welche die Somnambule immer mit dem richtigsten Tact, und

mit der tiefsten Einsicht in die Staatenverhältnisse beantwortete.

Zu Denen, welche sich für die junge Somnambule interessirten, und sie zu besuchen kamen, gehörte auch der Staatskanzler, Minister von Hardenberg. Anfangs hatte ihn die Neugierde hingeführt, dann hatten ihn die ebenso klugen und pikanten Bemerkungen der Somnambule frappirt und stutzig gemacht, und endlich war er regelmäßig gekommen. In letzter Zeit war auf seinen Wunsch das Zimmer der wunderbaren Kranken während der Krisen und des hellsehenden Zustandes allen andern Besuchern geschlossen gewesen, und nur der Staatskanzler und der Arzt hatten Zutritt zu demselben gehabt.

Die junge Kranke, welche jedesmal in ihrem hellsehenden Zustande zu verkünden pflegte, zu welcher Zeit und Stunde sie am nächsten Tage in diesen Zustand verfallen werde, sie hatte für den heutigen Tag prophezeiht, daß sie Morgens acht Uhr aus ihrem magnetischen Schlaf erwachen und in dem Stadium des Hellsehens sich befinden werde.

Diese Stunde war noch nicht gekommen; die Uhr, welche da in ihrem Zimmer auf der Kommode unter dem Spiegel stand, zeigte, daß noch fast zehn

Minuten an der festgesetzten Zeit fehlten. Es herrschte daher noch eine tiefe Stille in dem Zimmer der jungen Kranken. Der Arzt saß auf dem hochlehnigen Sessel neben ihrem Lager und hatte seine Augen auf ein Buch geheftet, in welchem er las, und das die Geschichte und Offenbarungen Swedenborg's, des großen schwedischen Geisterkenners, enthielt. Von Zeit zu Zeit indeß wandte er seine großen, leuchtenden Augen auf das junge Mädchen hin, und schien mit prüfendem Blick ihren Schlummer zu überwachen.

Die Kranke lag starr und unbeweglich da. Ein weißes, zierliches Negligé umhüllte ihre schlanke Gestalt, die frei, und von keiner Decke umhüllt, auf dem Lager sich ausgestreckt hatte. Die weißen, edelgeformten Hände waren auf der Brust gefaltet, das Haupt war seitwärts zurückgeworfen auf ein Kissen von purpurrother Seide, das wunderbar contrastirte zu dem bleichen Angesicht und dem schwarzen Haar, welches in einzelnen langen Flechten, Schlangen gleich, sich zur Seite ihrer bleichen Wangen niederringelte.

Die Kranke, wie gesagt, lag noch immer starr und unbeweglich da. Plötzlich begann die Uhr mit

langsamen, schrillenden Klängen die achte Stunde anzuschlagen. Der Doctor warf einen Blick hinüber nach der Kranken, und machte dann langsam sein Buch zu.

Das junge Mädchen begann sich zu regen und öffnete ihre Lippen zu einem langen, schmerzlichen Seufzer.

In diesem Augenblick vernahm man von der Straße her das Rollen eines Wagens. Dann auf einmal verstummte auch das Geräusch, der Wagen schien vor dem Hause anzuhalten.

Die Kranke bebte in sich zusammen, und auf ihrem Antlitz leuchtete es wie ein Strahl der Freude auf. Er kommt! Er kommt! sagte sie mit einer tiefen melodischen Stimme. Ich sehe ihn die Treppe heraufkommen. Er ist bleich und angegriffen, seine Augen sind trübe und überwacht, das macht, er hat diese Nacht nur wenige Stunden geschlafen. Die Staatsgeschäfte haben ihn wach gehalten. — Oh, jetzt ist mir wohl, so wohl, denn da ist Er!

In der That, die Thür hatte sich eben leise geöffnet und der Staatskanzler war vorsichtig eingetreten. Mit einem raschen Wink der Hand hatte er den Doctor bedeutet, ihm nicht entgegenzukommen, und

leise auf den Zehen war er jetzt zu dem Lager hingetreten.

Die Kranke hatte ihre Stellung nicht verändert, sie hatte nicht mit den Wimpern gezuckt, nicht die Augen geöffnet, und dennoch schien sie Hardenberg zu sehen, denn mit trauriger, zitternder Stimme sagte sie: nun, Doctor, hatte ich nicht Recht? Sehen Sie nur, wie bleich er aussieht, und wie das süße und schöne Lächeln, mit welchem er sonst zu kommen pflegte, heute nur wie ein armes, erlöschendes, kleines Irrlicht auf seinen Lippen tanzt. Aber ich sagte es Ihnen ja, er hat nur zwei Stunden geschlafen, er hat so lange Staatsminister sein müssen, daß er kaum zwei Stunden Zeit finden konnte, um den armen erschöpften Menschen zu ruhen.

Der Arzt warf einen fragenden Blick auf den Staatskanzler. Dieser nickte lächelnd und zustimmend mit dem Kopf.

Sie haben Recht, Friederike, sagte er, ich war gestern den ganzen Tag Staatsminister.

Nein, nein, rief sie lebhaft, nicht immer. Beim Beginn des Soupers beim Marschall Augereau waren Sie heiter und es war Ihnen gelungen, die schwerfälligen Geschäfte auf einige Zeit zu vergessen, und

wäre da nicht der Secretair des Grafen St. Marsan gekommen, und hätte die Depeschen gebracht, so würden Sie Ihren Fasanenflügel mit gutem Appetit und in heiterster Stimmung verzehrt haben.

Das Antlitz des Ministers nahm den Ausdruck des Erstaunens, fast des Schreckens an. Ach, rief er lebhaft, es scheint, Sie waren bei diesem Souper gegenwärtig?

Gewiß war ich dabei, sagte sie, denn meine Seele geht immer mit Ihnen, und meine Seele ist das Auge meines Körpers. Ich sehe daher Alles, was Sie thun, und ich kenne alle Ihre Gedanken.

Nun denn, sagte Hardenberg lächelnd, so erzählen Sie mir einmal, was Sie gestern Abend gesehen haben. Blicken Sie rückwärts, Friederike, und erzählen Sie mir, wo ich während dieser Nacht gewesen und was ich gethan.

Sie zweifeln also an mir? fragte sie schmerzlich. Sie wollen mich prüfen, um zu sehen, ob ich es vermag, Ihnen die Wahrheit zu sagen? Und doch wissen Sie, daß es meine Augen schmerzt, rückwärts zu blicken, und daß mein Geist mit leichterem Flug sich in die Zukunft aufschwingt, als sich in die Vergangenheit hinabsenkt.

Thun Sie es dennoch, Friederike, sagte Hardenberg gebieterisch. Ich will es!

Er legte seine Hand auf ihren Arm, und sie zuckte bei dieser Berührung zusammen, wie von einem electrischen Schlage getroffen.

Ich gehorche, flüsterte sie in demüthigem Ton. Ich sehe Sie an der Tafel des Marschalls Augereau sitzen. Sie sind heiter und vergnügt, Sie sagen dem Marschall so eben, daß die Verlobung des Kronprinzen mit der Napoleonischen Prinzessin nun bald geschlossen werden solle, der Graf Narbonne klagt dann über die politischen Gespräche, mit welchen Sie ihm das Souper allzu pikant würzen, da kommen die Depeschen und stören Sie in Ihrer Heiterkeit.

Von wem kommen die Depeschen? fragte Hardenberg.

Vom Marschall Macdonald an den französischen Gesandten Grafen St. Marsan.

Kennen Sie den Inhalt derselben?

Ich lese sie so eben! Zuerst ist da ein Schreiben des Generals York —

Still, unterbrach sie Hardenberg, davon wollen

wir später reden, für jetzt ist es genug. Sagen Sie mir erst weiter, was ich diese Nacht gethan.

Nachdem Sie die Depeschen, welche Graf St. Marsan Ihnen mittheilte, gelesen, eilten Sie zum König, um ihm die entsetzlichen Nachrichten mitzutheilen. Sie waren aber kaum einige Minuten dort, als ein Courier vom General York an den König anlangte und Depeschen brachte über denselben Gegenstand, welchen die Depeschen des Grafen St. Marsan behandelten. Nach einer langen Unterredung mit dem König begaben Sie sich zu dem französischen Gesandten, Grafen St. Marsan, und theilten ihm den Willen und die Ansichten des Königs mit. Der Graf erklärte sich dadurch zufrieden gestellt, und Sie eilten zum König zurück. Dort trafen Sie den Major von Natzmer, den der König als Courier zu Murat und zum General von York schicken wollte. Sie traten zum König ein, und hatten abermals eine lange Unterredung mit ihm. Dann kehrten Sie in Ihr Hôtel zurück.

Mit wem sprach ich hier zuerst?

Die Somnambule schwieg einen Augenblick. Ich sehe es nicht, sagte sie, es ist eine so dunkle Nacht.

Oeffnen Sie Ihre Augen, bis Sie sehen!

Ach, jetzt sehe ich! rief sie. Ew. Excellenz sprechen mit dem alten Conrad. Er begleitet Sie in Ihr Schlafzimmer, und da überreicht er Ihnen zwei kleine Briefe.

Sie hat Recht, murmelte der Staatskanzler, aber laut genug, um von der Kranken und von dem Arzt gehört zu werden. Ja, sie hat Recht, es verhält sich Alles so, wie sie sagt! — Dann fragte er laut: habe ich außer Conrad noch mit sonst Jemand gesprochen?

Nein, sagte sie, ich sehe Niemand. Conrad sagte Ihnen, daß ich heute Morgen um acht Uhr die Augen meiner Seele öffnen und sehen würde. Sie befahlen, daß man Sie um sieben Uhr wecke, und begaben sich zur Ruhe.

Was that ich vor dem Einschlafen?

Sie lasen die beiden Briefchen, sagte sie mit einem verschämten Lächeln.

Der Staatskanzler wandte seine Blicke zu dem Arzt hin, der schweigend und mit feierlichem Ernst Zeuge dieser Scene gewesen war.

Herr Doctor Binder, sagte er, Alles, was dies junge Mädchen da gesagt hat, ist wahr. Alles hat sich genau so zugetragen, wie sie sagt, nichts ist

dabei vergessen. Alle meine Zweifel sind jetzt besiegt und überwunden, und von dieser Stunde an gehöre ich zu den Ueberzeugten. Nein, ich bekenne es laut und aus tiefster Seele, dies ist keine Täuschung, kein Betrug, dies ist ein Mysterium der Natur, welches ich nicht zu enträthseln vermag, an das ich aber glauben muß. Diesem jungen Mädchen ist es gegeben, mit den Augen ihrer Seele in die Vergangenheit sowohl, wie in die Zukunft zu schauen, und die geheimsten Dinge zu erkennen, und zu durchdringen. Ich glaube an sie, und werde mich hinfort von ihren Offenbarungen leiten und belehren lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie dies wunderbare Mädchen mich kennen gelehrt haben, und Sie sollen allezeit an mir einen erkenntlichen Verehrer finden.

Der Glaube an die hohe Kraft meiner Wissenschaft und Lehre, das ist die einzige Dankbarkeit, die ich mir erflehe, und mein einziger Wunsch ist, daß man mich nicht hindere, durch meine heilige Wissenschaft die armen Kranken zu heilen und die leidende Menschheit zu beglücken.

Es soll Sie Niemand daran hindern dürfen, so lange ich Minister bin, darauf gebe ich Ihnen mein

Wort, sagte Hardenberg ernst. Seien Sie daher guten Muthes und unverzagt. Ich bin Ihr Jünger und Ihr Beschützer zugleich. Jetzt aber eine Bitte. Ich möchte unserer edlen Seherin noch einige Fragen in Bezug auf die Ereignisse dieser Nacht vorlegen. Sie soll mir in ihrer schauenden und prophetischen Weisheit ihren Rath geben, und bestimmen, was ich jetzt ferner zu thun habe. Aber ich werde dabei Staatsgeheimnisse zu berühren, über Angelegenheiten zu sprechen haben, die Niemand wissen darf, als der König und seine Minister, und —

Ich bitte Ew. Excellenz, daß Sie mir gnädigst erlauben wollen, Sie mit unserer edlen Seherin allein zu lassen, unterbrach ihn Doctor Binder mit einem feinen Lächeln. Ich habe ohnedies einige schwere Kranke zu besuchen; auch ist meine Anwesenheit hier im Hause unten im Krisensaal nöthig, denn meine beiden jungen Assistenzärzte sind kaum im Stande, die Patientinnen während der Krisen ohne mich zu beherrschen und zu zügeln.

Gehen Sie also zu Ihren Patienten und in den Krisensaal, rief Hardenberg, ich werde bei unserer Somnambule hier bleiben, bis sie erwacht.

Wenn Ew. Excellenz irgend etwas bedürfen sollten, sagte der Doctor, sich der Thür nähernd, so haben Sie nur zu klingeln. Die Wärterin ist dort nebenan im Wartesaal, und sie kann die Assistenzärzte rufen.

Er verneigte sich, Abschied nehmend, vor dem Staatskanzler, beugte sich noch einmal prüfend über das Lager der Somnambule, beschrieb mit den Händen einige Kreise über ihrem Haupt und verließ leisen geräuschlosen Schrittes das Gemach.

Der Staatskanzler und die Somnambule blieben jetzt allein.

VI.

Eine Abenteurerin.

Als der Arzt das Zimmer verlassen hatte, trat der Staatskanzler wieder an das Lager der Somnambule; sie lag noch immer in unverrückter Stellung da, und ihre Augen waren noch immer fest geschlossen. Sie sah daher nicht das spöttische Lächeln, mit welchem Hardenberg zu ihr niederschauete, nicht den stolzen, triumphirenden Ausdruck, der in seinen Augen aufflammte.

Sie hatte die Augen geschlossen, und trotz ihres Hellsehens sah sie nichts, und die Stimme des Staatskanzlers verrieth ihr nichts von seinen Gedanken und seinem Angesicht.

Friederike, sagte Hardenberg mit seiner weichen, sanften Stimme, jetzt sprechen Sie zu mir, meine Seherin, jetzt seien Sie meine Prophetin und lassen Sie mich die Zukunft sehen. Sagen Sie mir, was

ich thun muß, um alle diese Zwistigkeiten zu versöhnen, diese Wirrnisse auszugleichen. Auf welcher Seite ist das Recht, das Glück und der Friede?

Auf der Seite des großen Mannes, dessen gigantische Kraft die Welt aus ihren Angeln gehoben, und ihr eine neue Gestalt gegeben hat, sagte die Somnambule ernst und feierlich. Halten Sie fest an dem Bündniß mit Frankreich, wenn Sie nicht wollen, daß die Krone von dem Haupte Ihres Königs falle, daß Preußen verloren gehe, und aufgelöst werde in zwei Provinzen, in eine Provinz des Königs von Westphalen, und eine Provinz des Herzogthums Warschau.

Aber wird Frankreich denn immer noch die Macht dazu haben, fragte Hardenberg, steht Frankreich nicht endlich selbst an dem Rande des Abgrunds, in welches es alle Länder und Reiche, alle Fürsten und Kronen hinabgeschleudert hat?

Frankreich ist heute noch so machtvoll, wie es jemals gewesen, rief die Seherin. Neue Armeen werden auf Napoleons Wink aus Frankreichs Erde hervorwachsen, mit neuen Millionen werden seine Kassen sich füllen, und zu neuen Siegen wird der Unüberwindliche seine Heere führen. Wehe dann

Preußen, wenn es nicht treu befunden worden, wehe, wenn es in trostloser Verblendung sich von Frankreich abwendet, um den Zuflüsterungen und Versprechungen zu glauben, mit denen Rußland es zu sich lockt. Rußland ist selber schwach und erschöpft, es wird Preußen keinen Halt darzubieten vermögen. Seien Sie auf Ihrer Hut! Rußland ist stets ein perfider Bundesgenosse gewesen, es hat allemal die Hand seiner Bundesgenossen in seiner Faust erdrückt, wenn es den Handschlag der Bundestreue zu geben schien. Frankreich allein bietet für Preußen Garantien des Friedens dar, Napoleon allein darf der Protector Preußens sein und bleiben. Verbannen Sie daher die unseligen Gedanken, welche Ihre Seele beunruhigen, suchen Sie nicht den König seinem Bundesgenossen abwendig zu machen! Wollen Sie ihn nicht bereden, die That York's zu billigen! York ist ein Verräther, dessen Haupt fallen muß, denn also will es das Gesetz des Krieges und der Disciplin. York ist ein Verräther und seine That billigen, heißt Frankreich den Fehdehandschuh hinwerfen und Preußen vernichten!

Wundervoll gespielt! rief Hardenberg lachend. Ich mache Ihnen mein Compliment, mein liebes

Kind, die erste Schauspielerin der Welt könnte ihre Rolle nicht besser spielen, als Sie es heute und alle Tage gethan haben.

Die Somnambule war bei den ersten Worten des Staatskanzlers heftig zusammengefahren, ihre ganze Gestalt hatte gezuckt, und ihre Wangen waren einen Moment von einer tiefen Gluth übergossen gewesen. Aber dies war rasch wieder verflogen, und sie lag jetzt wieder so starr und unbeweglich da wie zuvor.

Hardenberg's Augen ruhten unverwandt auf ihr. Sie wollen mich nicht verstehen, Friederike, sagte er. Nun denn, ich werde mich deutlicher zu machen suchen. Wollen Sie mir erlauben, noch zwei Fragen an Sie zu richten?

Sie wissen wohl, daß ich antworten muß, wenn Ihr Geist es mir befiehlt, sagte die Somnambule mit vollkommen ruhiger Stimme, denn Ihr Geist hat Gewalt über den meinen, und ich muß ihm gehorchen.

Nun also. Hier ist meine erste Frage: hab' ich wirklich diese Nacht, als ich in mein Hôtel zurückkehrte, mit Niemand Anders gesprochen, als mit dem alten Conrad? War Niemand außer ihm in

meinem Zimmer, bis ich mich zur Ruhe begab? — Sehen Sie wohl zu, öffnen Sie die Augen Ihres Geistes so weit Sie können, und sehen Sie!

Ich öffne die Augen meines Geistes und ich sehe, sagte die Somnambule nach einer Pause. Aber ich sehe, daß Sie allein waren, nur Conrad war bei Ihnen, und die Gedanken eines Mädchens, welches Sie liebt!

Es ist mir sehr lieb, das von Ihnen zu hören, sagte Hardenberg ruhig, denn ich ersehe daraus, daß meine Feinde und Gegner, welche Ihnen so genauen Bericht abstatten über all mein Thun und Treiben, doch von einer Angelegenheit, die mich diese Nacht beschäftigte, keine Kenntniß erhalten haben. Es war aber in der That in dieser Nacht noch Jemand Anders bei mir, und es würde Ihren Beschützern sehr willkommen sein, wenn sie wüßten, welche Aufträge dieser Jemand von mir erhalten hat. Nun meine zweite Frage! Aber Sie hören mich doch, ma toute belle, und sind nicht etwa jetzt aus dem unnatürlichen in einen natürlichen Schlaf verfallen?

Ich höre Sie und bin bereit, Ihre zweite Frage zu beantworten, wenn Ihr Geist es mir befiehlt!

Nun denn, meine zweite Frage, sagte Harden-

berg, indem er sich über die Somnambule neigte, und seine blitzenden Augen fest in ihr Antlitz bohrte. Meine Frage heißt so: wie viel geben Ihnen Ihre Beschützer für die Rolle, welche Sie hier vor mir spielen müssen?

Eine Pause trat ein. Auf einmal schlug das Mädchen ihre Augen auf und heftete sie mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf das Angesicht des Ministers, der sich noch immer über sie geneigt hatte.

Nichts geben sie mir, sagte sie mit fester klangvoller Stimme, nichts als die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft.

Sie gestehen also zu, daß Sie Comödie gespielt haben? fragte Hardenberg lächelnd.

Ich gestehe zu, daß ich schlecht gespielt habe, und daß Ihrem scharfen Adlerauge nichts verborgen bleibt. Ich gestehe zu, daß ich Sie darum anbete, weil Sie mich durchschaut haben, rief das junge Mädchen, indem sie mit einer raschen Bewegung ihre beiden Arme um den Nacken Hardenberg's schlang und sein Haupt tiefer zu sich niederziehend, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückte. Dann, immer noch ihre Arme um seinen Hals geschlungen, hob sie sich von dem Lager auf und richtete sich, eng ange-

schmiegt an die kräftige Gestalt des Staatskanzlers, hoch empor.

Nun sprang sie, ihre Arme frei machend, von dem Lager auf den Fußboden nieder, und ihre Arme weit ausbreitend, und das Haupt in den Nacken werfend, mit einem wunderbar strahlenden Ausdruck ihres ganzen Angesichts, rief sie mit jubelnder Stimme: ich bin frei! Ich habe nicht mehr nöthig, Comödie zu spielen! Oh, ich bin frei!

Und sie hüpfte in das Zimmer hinein, und leicht wie eine Sylphide, anmuthig wie eine Grazie, begann sie zu tanzen. Anfangs nur in langsamen Rhythmen, nur in leisen Schwingungen die Füße hebend, die Arme bewegend, dann immer rascher sich drehend mit immer leidenschaftlicherer Bewegung, mit immer mehr sich steigernder Gluth. Und immer glühender, immer erregter auch ward ihr Angesicht. Jetzt flammten ihre großen, schwarzen Augen wie Blitze, jetzt brannte ein dunkle Gluth auf ihren Wangen, ein Ausdruck wilder, bacchantischer Lust war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, ihre purpurrothen, aufgeworfenen Lippen waren halb geöffnet und ließen zwei Reihen blendend weißer, untadelhafter Zähne sehen, ihre erhobenen Arme, von denen

die weiten Aermel ihres Negligé's bis auf die Schultern zurückgesunken, waren von der herrlichsten Fülle, der edelsten Schönheit.

Jetzt, am Ende ihres Tanzes, mit hochfliegendem Busen, athemlos, hüpfte sie zu Hardenberg hin, der in den Lehnstuhl niedergesunken war, und mit staunenden Blicken ihr zuschauete. In ein lautes, melodisches Gelächter ausbrechend, kauerte sie sich zu seinen Füßen nieder, und ihr erglühtes Angesicht an seine Kniee drückend, schaute sie mit ihren Augen, die wie Dolchspitzen funkelten, fragend und flehend zu ihm empor.

Sie sind mir böse, sagte sie athemlos, oh Verzeihung, Verzeihung, aber ich mußte meinen Jubel erst ein wenig austoben. Jetzt will ich vernünftig sein, ganz vernünftig!

Und was nennen Sie denn vernünftig? fragte Hardenberg, der sich unter den flammenden Blicken des jungen Mädchens vergeblich bemühte, seinem Gesicht und seiner Stimme den Ausdruck des Ernstes und der Strenge zu geben.

Ich nenne vernünftig, wenn ich ehrlich und aufrichtig auf die Fragen antworte, die Ew. Excellenz

mir jetzt vorlegen werden, sagte sie mit einschmeichelndem Ton.

Gut denn, sehen wir zu, ob Sie wirklich vernünftig sind, sagte Hardenberg. Zuerst also, stehen Sie auf!

Sie schüttelte langsam ihr Haupt. Nein, sagte sie, ich bleibe zu Ihren Füßen liegen, bis ich gebeichtet und Ihre Absolution empfangen habe.

Und wenn ich Ihnen diese Absolution nicht ertheile? fragte Hardenberg.

Dann werde ich zu Ihren Füßen sterben! rief sie feierlich.

Ach, es stirbt sich nicht so leicht, sagte Hardenberg lächelnd.

Es stirbt sich leicht, wenn man will und wenn man einen *solchen* Freund bei sich hat, rief sie, aus ihrem Haar eine der beiden langen silbernen Nadeln hervorziehend, mit denen ihre dicken schwarzen Zöpfe theilweise befestigt waren.

Seltsames Mädchen, murmelte Hardenberg überrascht, während sie mit leuchtenden Augen, mit einem wunderbaren Lächeln um die halbgeöffneten üppigen Lippen, zu ihm aufschaute.

Wollen Sie mich jetzt fragen? bat sie dann sanft

und demüthig fast. Ich liege ja hier zu Ihren Füßen wie vor meinem Beichtvater, und ich zittere und glühe meiner Absolution entgegen.

Nun denn, ich will fragen. Zuerst also: wer sind Sie?

Wer ich bin? fragte sie. Eine Betrügerin, welche durch Intriguen, Ränke und List ihr höchstes Ziel zu erreichen suchte, das Ziel, so wie sie es jetzt thut, zu den Füßen eines edlen angesehenen Mannes zu liegen und ihm zu sagen, daß sie ihn liebt. Wer ich bin? Eine Abenteurerin, die ausgezogen ist in die Welt, um ihr Glück zu machen, wo möglich eine Rolle zu spielen, sich einen Namen zu machen und Reichthum und Ansehen zu erwerben. Wer ich bin? Ein Taucher, der sich mit todesverachtendem Muth in das brausende Meer gestürzt hat, um auf dessen Tiefe entweder Muscheln mit kostbaren Perlen oder den Tod zu finden.

Aber, mein Kind, sagte Hardenberg, wissen Sie denn nicht, daß die Taucher, wenn sie sich in's Meer stürzen, um Perlen zu suchen, sich immer umgürten mit einem Rettungsschlauch, an dem sie sich emporziehen lassen, wenn sie sich in Gefahr fühlen zu ertrinken?

Der Mann, welcher mich liebt, wird mein Rettungsschlauch sein, der mich emporzieht, sagte sie ernst.

Hardenberg lachte. Wahrhaftig, sagte er, Sie sind von einer wunderbaren Naivetät und Aufrichtigkeit. Es gehört in der That viel Muth dazu, solche Wahrheiten über sich selber zu sagen.

Gewiß, es wäre leichter gewesen, die verlassene Tugend, die vom Unglück verfolgte Unschuld zu spielen, sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln. Es wäre bequemer gewesen, mich in Thränen gebadet zu Ihren Füßen zu legen und zu sagen: „Oh, erbarmen Sie sich mein! Nehmen Sie diese unwürdige Rolle von mir, die man mir aufgezwungen hat! Erretten Sie mich von der Pein, heucheln, lügen und betrügen zu müssen. Tugend und Keuschheit wohnt in meinem Herzen, Unschuld und Wahrheit auf meinen Lippen! Man hat mich gezwungen zu einer Rolle, die mich entehrt. Erbarmen Sie sich mein, erretten Sie meine Tugend aus den Schlingen, die man ihr stellt!"

Sie hatte, während sie so sprach, ihren Zügen genau den Ausdruck gegeben, der zu ihren Worten paßte, sie hatte mit zitternder, flehender Stimme

gesprochen, mit gefaltenen Händen, und ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Armes Kind, rief Hardenberg überrascht, Sie weinen, Sie sind bewegt. Ach, jetzt also endlich zeigen Sie mir Ihr wahres Gesicht, jetzt lassen Sie mich das arme, von Unglück verfolgte, unschuldige Kind sehen, das Sie wirklich sind.

Sie schüttelte ihre Thränen fort und lachte hell auf. Nein, rief sie, ich habe Ihnen nur bewiesen, daß ich es sehr wohl im Stande wäre, die Tugendhafte und Unschuldige zu spielen, und daß ich vielleicht Ihr edles Herz damit zu rühren vermöchte. Aber Sie haben mir befohlen, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und ich habe Ihnen gelobt, daß ich sie Ihnen sagen will, also thue ich es. Ich sage Ihnen also: ich bin keine verfolgte Tugend, kein unschuldiger Engel, ich bin ein Weib, welches einen Himmel und eine Hölle in ihrem Busen trägt, ich kann ein Engel sein, wenn das Glück und die Liebe mich dazu machen will, ich werde ein Dämon sein, wenn das Schicksal mir das Glück versagt. Ja, rief sie aufspringend und in heftiger Bewegung im Zimmer umhergehend, es giebt Stunden und Tage, in denen ich selbst glaube, daß ich ein Dämon bin, ein vom

Himmel hernieder geschleuderter Engel, der um irgend eines Verbrechens willen dazu verurtheilt ist, in Menschengestalt auf Erden zu wandeln. Es giebt Stunden, wo es mich wie mit himmlischen Erinnerungen überschleicht, wo eine unaussprechliche selige Wehmuth mich wie in einen Perlenschleier einhüllt, wo ein süßes Singen und Klingen heiliger Worte und andächtiger Gebete in meinem Herzen ist und wo es mir scheint, als säße ich in der Mitte leuchtender Engel, umwallt von dem Lichtgewande einer Silberwolke zu den Füßen Gottes, und fühlte seinen Athem an meiner Wange und schaute voll mitleidiger erbarmender Liebe hernieder auf die Welt, die in unendlicher Ferne tief unten zu meinen Füßen liegt. Und dann sage ich zu mir selber: „Du hast Dich selber verlästert und verleumdet. Du bist doch ein guter Engel und Gott ist mit Dir, und Gebet, Liebe und Unschuld wohnen in Deinem Herzen.“ Dann auf einmal ist es, als zerrisse eine Saite in meiner Brust, ich höre ein lautes, höhnisches Lachen. Ich falle hernieder aus meinen Himmeln, ich schaue umher und sehe die Menschen mit den elenden süßlichen Fratzen, mit denen sie einander anlächeln und anlügen, und sehe alle ihre Falschheit, ihre Er=

bärmlichkeit und Hinterlist, und ich lache über meine eigenen Entzückungen und ich schwöre, nie Mensch zu sein mit den Menschen, sondern Dämon mit den Dämonen, zu betrügen, wie sie betrügen, zu lügen, und ihnen so viel an Glück, an Ehre und Reichthum abzugewinnen, wie es mit einem ziemlichen Schauspielertalent, einem kalten und scharfen Kopf, einer hübschen Figur, einem Paar großen schwarzen Augen und einem häßlichen Gesicht möglich ist.

Ach, jetzt verleumden Sie sich selbst, rief Hardenberg lächelnd. Sie haben kein häßliches Gesicht.

Sie flog zum Spiegel hin und beschaute sich einen Moment mit ernsten prüfenden Blicken. Ja, sagte sie, ja, ich bin wirklich häßlich. Mein Mund ist zu groß, meine Lippen sind zu voll, die Form meines Gesichts ist eckicht und unschön, meine Nase ist gemein, meine Stirn zu niedrig und zu breit, diese buschichten schwarzen Augenbraunen passen besser für einen Grenadier, als für ein junges Mädchen, und diese großen schwarzen Augen sehen aus wie zwei Schildwachen, die mit scharfen drohenden Blicken das niedere Gesindel von Nase und Mund und Ohr und Wange überwachen müßten, damit nicht Einer vor der Häßlichkeit des Andern Reißaus nähme.

Aber ich beklage mich nicht um meine Häßlichkeit, denn sie ist ungewöhnlich und pikant, und ich kann mir denken, daß ein genialer und kluger Mann, der ermüdet ist von den hübschen Lärvchen und der unschuldigen Schönheitsmaske sogenannter tugendhafter Frauen, sich angeregt und interessirt fühlen kann von meiner Häßlichkeit. Die Schönheit wird zuletzt immer langweilig, denn sie giebt Alles, was sie ist und hat, gleich auf einmal zum Besten, aber die Häßlichkeit interessirt mit jedem Tage mehr, denn sie enthält Momente, wo sie sich zur Schönheit verklären kann!

Ich sehe das jetzt eben von Ihnen, sagte Hardenberg, denn obwohl Sie sich selber häßlich nennen, blitzt doch eine zauberhafte Schönheit aus Ihrer ganzen Erscheinung mir entgegen.

Sie schaute ihn an mit einem langen leuchtenden Blick. Sie sind ein großer und genialer Mann, sagte sie, darum sind Sie auch im Stande, mich zu verstehen! Ich will Ihnen jetzt meine Geschichte erzählen, damit sie endlich den Segen Ihrer Verzeihung über mich ausgießen.

Nun, erzählen Sie! rief Hardenberg. Kommen Sie, Friederike, setzen Sie sich neben mir auf dem

Lager nieder, auf welchem Sie so oft als neue Pythia geruht und mir die Orakel verkündigt haben, welche Ihr geheimnißvoller Priester Ihnen zugeflüstert. Jetzt sind Sie keine Priesterin, welche zweideutige Weisheit verkündet, sondern ein junges Mädchen, welches die Wahrheit spricht und mich den Offenbarungen ihres Herzens lauschen läßt.

Ein junges Mädchen! seufzte sie, indem sie sich auf ihr Bett, dicht neben dem Lehnstuhl, auf welchem Hardenberg saß, niedergleiten ließ. Ein junges Mädchen! Bin ich denn jung? Ich komme mir zuweilen so alt vor, so alt, daß ich gar keine Illusionen, keine Hoffnungen und keine Wünsche mehr habe, und daß es mir vorkommt, als wäre ich der ewige Jude, der seit Jahrtausenden durch die Welt dahin wandert und nach dem ewigen Schlaf sucht, den er nirgends finden kann. Aber doch haben Sie Recht, ich bin noch ein junges Mädchen, denn ich bin kaum zwanzig Jahre alt.

Und was sind Ihre Aeltern? Wo wohnen sie?

Was meine Aeltern sind? fragte sie lachend. Mein Vater ist ein heiliger Mann gewesen, der Hohepriester im Tempel der Zeit. Von ihm hing es ab, wenn die Menschheit wachen oder sich zur Ruhe be-

geben, essen oder arbeiten sollte. Nach seinem Willen bestimmten sich die Rendezvous und Trauungen, die Gesellschaften und die Verhaftungen, und er hatte keine andern Gebieter über sich, als die Sonne! Von der Sonne allein ließ er sich leiten und bestimmen, und doch war er kein Perser!

Aber er war ein Uhrmacher, nicht wahr? fragte Hardenberg lächelnd.

Ja, er war ein Uhrmacher, und Dank ihm wußte die ganze Stadt, in der wir wohnten, genau, wie es an der Zeit sei. Nur meine Mutter wußte es nicht. Sie hielt sich noch immer für eine große Dame, obwohl sie nur eines armen Uhrmachers Frau war. Das kam daher, daß sie die Erinnerungen ihrer Jugend nicht in sich zu ertödten vermochte. Sie war die Tochter eines französischen Marquis, der, nachdem er all sein Hab und Gut am Hofe Ludwigs des Funfzehnten verspielt hatte, mit seiner jungen Gattin und seiner Tochter nach Berlin gewandert war, um am Hofe Friedrichs des Großen ein neues Glück sich zu begründen. Aber Friedrich der Große war doch schon etwas mißtrauisch geworden gegen die abenteuernden Marquis und Grafen, die Frankreich nach Berlin ausspie.

Der Marquis Barbasson, mein würdiger Großvater, bekam daher keine Anstellung und kein Geld, und eine Zeit der Noth begann, wie der Herr Marquis es für den Sohn seiner Ahnen für unmöglich gehalten hatte. Er verließ mit seiner Familie Berlin, um an irgend einem andern Ort sich als Sprachmeister sein Brod zu verdienen. Er wanderte von Ort zu Ort und kam endlich mit seiner Familie nach einer kleinen Stadt, die hieß Neu-Brandenburg. Da blieb er, denn seine Füße waren müde vom Wandern und sein armes Weib war todtmüde und krank vom Leben. Sein armes Weib, die Frau Marquise Barbasson, aber starb, und der Herr Marquis lehrte die jungen Brandenburgerinnen das avoir und être conjugiren; seine Tochter half ihm dabei, und da sie sehr hübsch war, lehrte sie manchen jungen Mann das aimer conjugiren. Aber wer hätte wohl Lust gehabt, die Tochter eines französischen Abenteurers, der sich zwar Marquis nannte, aber arm war wie ein Bettler, zu heirathen? Der Marquis konnte die Entbehrungen und Demüthigungen nicht lange mehr ertragen, er flüchtete vor seinen Schuldnern und vielleicht auch vor seinen Gewissensbissen in den Tod, und seine zwanzigjäh-

rige Tochter blieb allein zurück, mit keinem andern Erbtheil, als den Schulden ihres Vaters. Einer der Hauptgläubiger war der Besitzer des Hauses, in welchem Vater und Tochter seit drei Jahren gewohnt hatten, ohne jemals Miethe zu zahlen oder die kleinen Summen zurückzuerstatten, die er ihnen geliehen hatte. Dieser Hausbesitzer war ein junger Uhrmacher, Namens Hähnel, ein guter junger Mensch, der nicht bloß sein Geld, sondern auch sein Herz an die Familie des französischen Sprachmeisters hingegeben hatte. Er liebte die junge Marquise Barbasson, der Unglückliche, oder, wenn Sie wollen, der Glückliche, denn seine Liebe ward erhört. Er hatte jetzt nach dem Tode des alten Marquis die Rolle eines drängenden Gläubigers angenommen und die Alternative gestellt, entweder ihn zu bezahlen oder ihn zu heirathen. Die junge Marquise heirathete ihn, und damit hatte der arme Uhrmacher seine Bezahlung erhalten. Die Marquise Barbasson vergab es ihm niemals, daß er sie zu der Frau eines Uhrmachers erniedrigt hatte, und sie fand, daß es sehr verächtlich sei, sich Hähnel nennen zu müssen, wenn man bisher Barbasson geheißen habe. Wie dem auch sei, sie war seine Frau, und ich habe die Ehre,

Ew. Excellenz in meiner Person die eheleibliche Tochter des Uhrmachers Hähnel und der Marquise Barbasson vorzustellen.

Und man muß gestehen, daß Sie Ihre Mutter und Ihren Vater auf sehr würdige Weise vertreten, sagte Hardenberg lächelnd. Sie haben den Anstand und das savoir vivre einer Marquise, und an Ihren Orakelsprüchen habe ich gesehen, daß Sie genau, wie ein Uhrmacher, wissen, was die Glocke geschlagen hat. Doch kann ich mir denken, daß diese Doppelexistenz manchen Zwiespalt in Ihr Leben brachte.

Sagen Sie vielmehr, daß mein ganzes Leben ein Zwiespalt war, rief sie heftig, daß ich in einem ewigen Zwiespalt zwischen meinem Kopf und meinem Herzen, meiner Wirklichkeit und meiner Phantasie gelebt habe. Oh wie oft, wenn ich einsam in trostloser Langeweile unter dem Schatten einer Eiche am Ufer des köstlichen Sees lag, der die kleine Stadt, in der wir wohnten, bespülte, wie oft habe ich da laut aufgeschrien vor innerer Qual und habe den Wellen, die murmelnd an's Ufer plätscherten, erzählt: ich bin eine Marquise, es fließt hochadeliges Blut in meinen Adern, ich bin berufen, am Hofe der Könige zu glänzen und Grafen und Fürsten zu

meinen Füßen zu sehen! — Aber Niemand als die Wellen des Sees haben mir geglaubt; für die Menschen war ich niemals die Marquise Barbasson, sondern immer nur die kleine Friederike Hähnel, des Uhrmachers Töchterlein. Ich fühlte das als eine Beleidigung, und in mancher bittern Stunde schien es mir, als haßte ich, gleich meiner Mutter, meinen armen Vater, weil er uns unsern glänzenden Namen geraubt und uns entadelt hatte. Mein Vater trug es mit Geduld, denn er liebte mich, ich glaube, er hat nichts auf der Welt so sehr geliebt als mich. Er sah, wie ich mich verzehrte in Langeweile und Qual, er wußte, daß der Ehrgeiz wie ein Feuerstrom in meinem Herzen loderte, und er weinte mit mir und bat mich um Verzeihung, daß er kein vornehmer Herr, sondern nur ein armer Uhrmacher sei. Er that Alles, was er vermochte, um dies sein Unrecht wieder gut zu machen, er behandelte mich nicht wie seine Tochter, sondern wie seine Herrin, und obwohl wir nicht reich, kaum wohlhabend waren, umgab er mich mit allem Comfort, wie er sich für ein vornehmes, junges Mädchen ziemt. Ich hatte meine Bedienung, mein eigenes Zimmer, eine ziemlich geschmackvolle Toilette, ein Piano, eine kleine

Bibliothek, und mein Vater war stolz darauf, mir die besten und theuersten Lehrer halten zu können, und zu hören, daß mich diese Lehrer ihre fleißigste und fähigste Schülerin nannten. Aber was half das Alles mir? Ich blieb immer, was ich war, Friederike Hähnel, des Uhrmachers Tochter, und das Blut der Barbasson's bäumte sich auf in mir und die Herren Marquis und Vicomtes, meine hochadeligen Ahnen, zogen an meinem innern Auge vorüber und schienen mir zu winken und mich zu sich zu rufen in die stolzen Schlösser, die einst unserer Familie gehört. Aber wie sollte ich dahin gelangen? Wie dieser kleinen Stadt, die meine Heimath war, entfliehen, wie die Last meines Namens und meiner Geburt abstreifen und wie sollte aus der Verpuppung der Uhrmachers-Tochter die Marquise hervorflattern können? Das war die Frage, mit der ich Tag und Nacht mein Gehirn zermarterte, und auf die mir mein Verstand keine Antwort geben konnte. Der Zufall indessen gab mir diese Antwort!

Ah, wahrhaftig, ich bin begierig, diese Antwort zu hören, rief Hardenberg, denn ich höre Ihnen in athemloser Erwartung zu, und bin wie bei einem Drama gespannt auf die Entwickelung. Der Zufall

also gab Ihnen die Antwort, meine schöne Marquise?

Ja, der Zufall, Excellenz, und ich werde den Tag und die Stunde niemals vergessen! Es war an einem schönen Herbsttage des vorigen Jahres. Ich war, wie ich das jeden Tag zu thun pflegte, mit meinem Buch hinausgewandert in den Wald am Ufer des Sees. Ich lag an meinem Lieblingsplatz unter einer großen Eiche, in deren dunklem Gezweig die Vögel zwitscherten und sangen, während die Wellen des Sees zu meinen Füßen mit ihrem Rauschen und Plätschern ein gar liebliches Accompagnement zu dem Vögelgesang bildeten. Ich las in den eben erschienenen Gedichten meines Lieblingsdichters, des großen Göthe, und ich hatte eben das Gedicht gelesen von der wandernden Thörin! Dies Gedicht schlug wie ein Blitz in mein Herz ein. Ich ließ das Buch sinken und starrte hinauf zu den Wolken und rief ihnen zu: „Was seid Ihr da droben denn anders als wandernde Thoren! Oh nehmt mich mit! Nehmt mich mit!“ Aber die Wolken antworteten mir nicht; sie zogen still weiter, und ich senkte meinen trostlosen Blick hinunter auf den See, der wie ein glänzender Spiegel weithin sich dehnte

und drüben am Horizont in blauen Nebeln sich verduftete, und zu den murmelnden Wellen sagte ich, wie zu den Wolken: „Nehmt mich mit, Ihr wandernden Thoren! Nehmt mich mit! Ich ersticke hier in meiner Gefangenschaft! Ich muß fort aus diesem Kerker der kleinen Stadt, fort aus diesem offenen Grabe!“ — In diesem Moment begann die Eiche über mir ihre Blätter und Zweige mächtig zu rütteln, ein wirbelnder Wind trieb die Wellen des Sees schneller vorwärts, daß sie schäumend am Ufer sich brachen, und dieser selbe Wind trieb ein Blatt Papier, das irgend ein Wanderer verloren haben mochte, und das ich bis dahin unbeachtet gelassen, gerade zu mir hin, er hob es empor und fächelte es mir kosend und schäkernd gerad' in's Angesicht. Ich griff darnach und faßte es, und auf einmal schwieg der Wind, als habe er seine Schuldigkeit gethan, die Blätter der Eiche bewegten sich nicht mehr, der See ließ seine kleinen Wellen wieder ganz leise an's Ufer plätschern, und selbst die Wolken schienen still zu stehen, um mir zuzuschauen, wie ich jetzt das Papier auseinander faltete und las.

Oh, ich errathe! rief Hardenberg. Ein Liebesbrief von irgend einem Ihrer Anbeter, der wußte,

daß die schöne Nymphe des Sees diese Stelle zu ihrem Tempel erkoren!

Schlecht gerathen, Excellenz! Es war kein Liebesbrief, sondern ein Zeitungsblatt! Ein Blatt Ihrer lieben und ehrwürdigen Voßischen Zeitung. Ich hatte anfangs flüchtig gelesen, auf einmal haftete mein Blick auf einem Artikel aus Berlin, der mich lebhaft interessirte. In diesem Artikel ward von der seltsamen Heilmethode des Wunderdoctors und Magnetiseurs Binder gesprochen. Es ward erzählt, daß Kranke aus weiter Ferne nach Berlin kämen, um sich von dem Arzt curiren zu lassen, dessen ganze Kurmethode im Handauflegen und Anblicken bestände. Dann ward die Geschichte eines jungen Mädchens erzählt, von deren seltsamer Krankheit jetzt ganz Berlin erfüllt sei, und die durch die Cur des Doctor Binder's eine Somnambule geworden. Es war gesagt, daß die seltenen und wunderbaren Reden und Prophezeihungen des jungen Mädchens das größte Aufsehen machten, und daß selbst Minister und hohe Staatsbeamte sich in den Krisensaal des Doctors Binder's begäben, um der Somnambule zuzuhören und ihr Fragen vorzulegen.

Ach, das war die kleine Henriette Meyer, die

vor einigen Monaten gestorben ist, sagte Harden-berg.

Ja, sie war so gefällig, zu sterben und mir Platz zu machen, rief Friederike lächelnd. Als ich diese ihre Geschichte gelesen, da war es mir auf einmal, als fiele ein Schleier von meinen Augen und ich schaute jetzt klar und deutlich meine Zukunft. Ich sprang empor und stieß einen Schrei aus, einen einzigen lauten Schrei, der wie ein Sturmvogel über den See hinrauschte und den das Echo weit hinab in verhallenden Klängen sechs Mal wieder-holte. Dann rannte ich wie von Windesflügeln getragen von dannen, zurück zur Stadt. Die Leute auf den Gassen, die mich vorüber laufen sahen, blickten mir verwundert nach. Einige riefen mich an und wollten mich ansprechen, ich achtete nicht auf sie, ich rannte weiter, gelangte im vollen Lauf nach dem kleinen Haus meiner Aeltern und fiel da keuchend, besinnungslos, in Schweiß gebadet zur Erde nieder. Man hob mich auf und trug mich auf mein Lager. Ich lag regungslos da mit weitge-öffneten Augen und starrte empor. Niemand sah meine Gedanken und hörte die Stimmen, die in meiner Brust flüsterten und unheimlich lachten. Ich

starrte empor und überdachte meinen Plan und ließ meine Entschlüsse reifen. — Mein armer guter Vater saß die ganze Nacht hindurch an meinem Bett und weinte und beschwor mich, ihn anzuschauen und ihm nur mit Einem Wort zu sagen, daß ich ihn erkenne. Aber meine Zunge blieb stumm, nur mit den Augen konnte ich ihm zuwinken und ihn grüßen. — Was soll ich Ihnen die Geschichte meiner wunderbaren Krankheit ausführlich erzählen? Genug, ich war gelähmt an allen Gliedern, und auch mein Geist schien verwirrt und umschleiert. Ich konnte essen, schlafen, aber ich konnte mich nicht von meinem Lager erheben, ich konnte kein Wort sprechen. Die Aerzte unserer kleinen Stadt versuchten alle Mittel ihrer Kunst, um mich zu heilen. Vergeblich! Ich blieb stumm. Nur einmal nach vier Wochen erhielt ich meine Sprache wieder. Es war in der Nacht, und Niemand war bei mir, als mein guter Vater, der fast jede Nacht an meinem Bette wachte, immer auf einen Moment hoffend, wo ich mich erholen, wo der Zauber sich von meiner Zunge lösen und ich die Sprache wieder erhalten würde. Dieser Moment war jetzt gekommen, ich winkte meinen Vater mit den Augen zu mir, ich sehe ihn starr an und mit

langsamer, feierlicher Stimme sagte ich: „Doctor Binder in Berlin kann mir allein auf der Welt helfen.“ —

Ach, rief Hardenberg aufathmend, ich gebe Ihnen die Erlaubniß, mich auszulachen. Ich bin so thöricht gewesen, wie Ihr Vater. Ich habe bis zu diesem Moment an die Wahrheit Ihrer Krankheit geglaubt und mich um Sie geängstigt und beunruhigt. Die Worte, die Sie in jener Nacht gesprochen, geben mir meine Ruhe wieder und erleuchten mir das Dunkel wie ein angenehmes Grubenlicht. Ich hoffe indeß, daß sie auf Ihren Vater nicht die gleiche Wirkung ausübten.

Nein, Excellenz, zum Glück thaten sie das nicht, und der Beweis davon ist, daß ich acht Tage später, sanft gebettet in einem Krankenwagen, in langsamen Tagereisen mit meinem Vater nach Berlin fuhr, um von dem Doctor Binder Heilung meines Leidens zu erlangen.

Versprach Ihnen der Wunderdoctor diese Heilung?

Er ließ sie wenigstens hoffen, und nahm mich gegen Vorausbezahlung einer Pension von drei Monaten in sein Haus und in seine Cur. Ich ließ

mir sein starres Anblicken, sein Handauflegen und seine Beschwörungen willig gefallen. Ich war so gefällig, sehr bald einzuschlafen und nach drei Tagen schon ein wenig hellsehend zu werden. Der Doctor war selber überrascht von der schnellen Wirkung seiner Cur, er benachrichtigte einige seiner vornehmen Gönner von dem Dasein seiner neuen Somnambule, und lud sie ein, meinem nächsten Erwachen beizuwohnen. Unter diesen Gönnern befanden sich einige einflußreiche Herren vom Hofe, der Fürst Hatzfeld und der Feldmarschall von Kalkreuth. Man hatte mir gesagt, daß diese Herren die eifrigsten Anhänger des französischen Bündnisses und die glühendsten Bewunderer Napoleons seien. Es war daher sehr natürlich, daß, als ich in Gegenwart dieser Herren an diesem Tage in den Zustand des Hellsehens verfiel, ich die entzückte Prophetin einer goldenen Zukunft für Preußen war, vorausgesetzt, daß wir im Bunde mit Frankreich blieben. Die beiden Herren waren sichtlich erstaunt und entzückt über meine Prophezeihungen, und als der Doctor einen Moment hinausgegangen war, hörte ich den Fürsten Hatzfeld zum Herrn von Kalkreuth sagen: „Ah, wenn doch Hardenberg hier wäre und dieses

wundervolle Mädchen sprechen hörte. Er glaubt ja an den Somnambulismus, und ihre Worte würden daher Eindruck auf ihn machen!" — „Man muß suchen, ihn hierher zu bringen," erwiederte Herr von Kalkreuth, man muß durch die Somnambule auf den Starrkopf wirken." —

Nicht übel ausgedacht, in der That, sagte Hardenberg lächelnd, ich beneide diese Herren fast um die allerliebste Intrigue, die sie da ersonnen. Man machte Ihnen also Anträge, nicht wahr?

Nein, ich machte meine Anträge!

Wie so denn?

Hören Sie nur! Als die Herren uns verlassen hatten und ich wieder allein war mit dem Doctor, richtete ich mich auf einmal aus meiner Erstarrung empor; mich vom Lager erhebend, schritt ich zu Herrn Binder hin und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Er sah mich entsetzt an und schien wie erstarrt vor Verwunderung, denn Sie wissen ja, ich war an allen Gliedern gelähmt und konnte nur im Zustand des Somnambulismus meine Zunge bewegen. Mein lieber Doctor, sagte ich vollkommen ruhig, ich hoffe Ihnen jetzt bewiesen zu haben, daß ich ziemlich viel Talent zur Schauspielerin besitze,

und daß ich meine Rolle ebenso gut begriffen habe, wie Sie die Ihrige. Wir wollen Beide unser Glück machen in der Welt, Sie als Wunderdoctor, ich als Somnambule, und wir bedürfen dazu Einer des Andern. Sie sind der Theaterdirector, der für mich im Besitz eines convenablen Theaters ist, ich bin die erste Actrice, ohne welche Sie Ihre Stücke nicht glänzend werden in Scene setzen können. Verständigen wir uns also und machen wir einen Contract mit einander. — Eh bien, Excellenz, wir verständigten uns und machten unsern Contract! In Aussicht auf eine bessere Stelle blieb ich vorläufig die erste Actrice meines Theaterdirectors, des Doctor Binder, und Dank meinen Darstellungen, führte ich ihm stets ein ebenso glänzendes als freigebiges Publikum zu.

Jetzt begreife ich Alles! Nur Eine Frage müssen Sie mir noch erlauben. Wissen die Herren von Hatzfeld und von Kalkreuth, daß Sie — nur Actrice sind?

Nicht doch, Excellenz. Sie sind so gütig, mich für ächt zu halten. Der Doctor hat ihnen gesagt, daß durch den geistigen Rapport, in welchem er mit mir steht, ich gezwungen bin, Alles das zu sagen, zu denken und zu thun, was er will und mir be=

fiehlt, und daß, wenn er mir im wachen Zustand meine Verhaltungsbefehle giebt, ich im somnambulen Zustand stets darnach handeln und sprechen muß. So ist es gekommen, Excellenz, daß man mich als den Fuchsschwanz benutzt hat, mit dem man die politische Electrisirmaschine in Bewegung setzte, welche auf Sie wirken und Sie von der Krankheit Ihrer französischen Antipathien heilen sollte. Der Doctor ward der Vertraute dieser Herren, welche Sie kuriren wollten. Man umgab Ew. Excellenz mit Spähern, man führte ein genaues Tagebuch über Ihr Thun und Lassen, und dies Tagebuch ward in der Frühe jedes Morgens dem Doctor überbracht, er las es mir vor, und wir überlegten dann zusammen, wie ich es benutzen und verwenden sollte.

Und wie Sie mich dupiren sollten, rief Hardenberg lachend. Zum Glück ließ ich mich nicht dupiren, sondern erkannte die allerliebste Schelmerei gleich vom Anbeginn her, nahm mir aber vor, die Farce noch einige Zeit lang mitzuspielen, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, die Absichten, Wünsche und Pläne meiner Gegner kennen zu lernen und zu verfolgen. Aber sagen Sie doch, meine liebe Schöne, was wäre geschehen, wenn ich Sie heute

nicht hätte merken lassen, daß ich ein wenig hinter die Coulissen geschaut?

Dann hätte ich Sie heute selber dahinter geführt, Excellenz. Habe ich nicht gestern sogar zwei Mal meine junge Krankenpflegerin in Ihr Hôtel geschickt, um Sie zu beschwören, noch gestern Abend zu mir zu kommen, weil ich Ihnen etwas Wichtiges zu sagen hätte? Schrieb ich Ihnen nicht, daß der Doctor gestern den ganzen Abend nicht zu Hause sei, und ich daher ungestört Ihnen ein wichtiges Geheimniß anvertrauen könne?

Und ich Unglücklicher war nicht daheim, und dies Souper beim Marschall Augereau, das Sie so wundervoll benutzt haben, hat mich um eine Stunde der Aufklärungen gebracht. Aber nehmen wir an, daß ich gekommen wäre, daß ich Sie allein getroffen hätte. Was würden Sie mir dann gesagt haben?

Was ich Ihnen dann gesagt haben würde? Dasselbe, was ich Ihnen jetzt sage. Ich würde zu Ihren Füßen niedergesunken sein, wie ich es jetzt thue, und so Ihre Kniee umklammernd würde ich gesagt haben, was ich jetzt sage: „Erbarmen, mein Herr und Gebieter, Erbarmen! Ich kann diesem edlen Antlitz gegenüber nicht mehr heucheln und lügen,

der Blick Ihrer himmlischen Augen verwirrt mich, das Lächeln Ihres edlen Mundes entzückt und beschämt mich, — das Spiel ist zu Ende, und die Wahrheit beginnt. Die Wahrheit aber ist, daß ich Sie anbete, daß ich nicht mehr mit Ihren Gegnern gegen Sie mich verbinden will, daß ich Ihnen, und Ihnen allein dienen, Ihnen mein ganzes Leben, Ihnen jeden Schlag meines Herzens weihen will!"

Sie wollte ihr von Thränen überfluthetes Angesicht an seinen Knieen bergen, aber Hardenberg legte leise seine beiden Hände an ihre Wangen, und sanft ihr Haupt emporhebend, sah er sie lange und lächelnd an.

Welch' ein großes Talent, sagte er, wahrhaftig, ich bewundere Sie! Es war eine Darstellung zum Entzücken. Die wahre Liebe und Leidenschaft kann keine schöneren Laute, keine edlere Mimik haben, als Ihre Nachbildung.

Sie flog von ihren Knieen empor und sah ihn mit zornblitzenden Augen an. Sie glauben mir nicht? fragte sie fast drohend. Sie beargwöhnen mich, obwohl ich Ihnen mein Herz enthüllt habe, wie ich es kaum vor Gott gethan?

Meine schöne Thörin, wie könnte ich Ihnen glauben? fragte er lächelnd. Sind Sie nicht ausgezogen, um Abenteuer zu bestehen und Carrière zu machen? Sind Sie nicht als kühne Taucherin in's Meer gegangen, um Perlen zu suchen? Nun wohl, Sie haben mir die anmuthige Rolle zugedacht, Ihr Rettungsschlauch zu sein, das ist Alles!

Nein, nein, rief sie, wild mit den Füßen stampfend, das ist Verleumdung! Warum sollte ich grade Sie zu meinem Rettungsschlauch wählen, grade Ihnen meine Seele offenbaren? Glauben Sie nicht, daß diese Herren, die mich gegen Sie benutzen, die mich anbeten und bewundern, nicht freudig bereit wären, mir beizustehen und mein Rettungsschlauch zu sein? Aber ich habe ihre Huldigungen, ihre glänzenden Anerbietungen zurückgewiesen, ich verachte, ich verabscheue sie Alle, denn sie sind Ihre Feinde. Ich hasse Frankreich, ich verwünsche Napoleon, denn Sie wollen das französische Bündniß nicht, und Sie sind von Napoleon geschmäht worden, ich ersehne ein Bündniß mit Rußland, denn ich weiß, daß dies Ihr Wunsch ist, und ich habe keine Wünsche, als Ihre Wünsche, keinen Willen, als Ihr Wollen!

Ach, rief Hardenberg lachend, dies ist die selt-

samste politische Liebeserklärung, die jemals ein Mädchen einem Manne gemacht hat.

Mein Gott, Sie lachen! rief sie zornig. Sie glauben mir also nicht? Wie fange ich es nur an, Sie zu überzeugen?

Ich will Ihnen ein Mittel dazu angeben, sagte Hardenberg, plötzlich ernst werdend.

Sagen Sie das Mittel, und ich schwöre, daß ich es anwenden will.

Dienen Sie mir jetzt ebenso, wie Sie bis jetzt meinen Feinden gedient haben. Werden Sie jetzt die Prophetin meiner Politik, wie Sie bis jetzt die Prophetin der Politik meiner Gegner waren. Erlauben Sie mir, der geistreichen Somnambule meine Stichworte für ihre Rolle zu sagen, und spielen Sie jetzt mit eben der Meisterschaft gegen meine Gegner, als Sie bis jetzt für dieselben gespielt haben.

Friederike Hähnel lachte laut auf. Wahrhaftig, das ist eine wundervolle Idee, rief sie, eine pikante Rache, welche Ew. Excellenz da ersonnen haben. Hier meine Hand, und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen dienen und Ihnen treu sein will, so lange

ich lebe. Glauben Sie jetzt an die Wahrheit meiner Liebe?

Lassen Sie mich erst die Thaten derselben sehen und erkennen, sagte Hardenberg lächelnd. Ich will Ihnen aber jetzt sogleich beweisen, daß ich Ihrem Kopf vertraue, wenn ich auch nicht eitel genug bin, Ihrem Herzen zu glauben. Hören Sie also! Es liegt mir Alles daran, daß der König Berlin verlasse, und so dem französischen Einfluß entzogen werde. Der Fürst Hatzfeld und der alte Feldmarschall aber wollen durchaus, daß er in Berlin bleibe, und dadurch das Festhalten Preußens an dem Bündniß Frankreichs manifestire. Ich vermuthe aber, ja ich möchte sagen, ich weiß, daß der König hier von Gefahr bedroht ist, und daß, sobald er irgend ein freies und kühnes Wort sprechen würde, die lauernden Franzosen es benutzen würden, um sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn gefangen zu halten, wie sie es Carl und Ferdinand von Spanien gethan. Warnen Sie also die gläubigen Herren, deuten Sie hin auf die Gefahren, von denen hier der König bedroht ist, sagen Sie, daß es die heilige Pflicht der Majestät sei, sich für sein Volk zu erretten, rufen Sie mit Ihrer begeisterten Prophetenstimme:

Fort, fort! In Berlin droht das Verderben! Rettet den König nach Breslau!

Ich werde meine Rolle so spielen, daß selbst die Muthigsten und Verwegensten von Schauern der Furcht und des Entsetzens sich überrieselt fühlen sollen, rief Friederike mit flammenden Augen, und daß der gute alte Herr von Kalkreuth den König fußfällig beschwören wird, Berlin zu verlassen, und nach Breslau zu gehen. Aber dann, wenn ich Ihnen diese Rolle gespielt, wenn Sie Ihren Zweck erreicht haben, wenn ich Ihnen also Beweise meiner Treue und meines Gehorsams gegeben, werden Sie mir dann glauben, daß ich Sie liebe?

Wir werden ja sehen, sagte er lächelnd. Vielleicht bin ich nicht so weise, wie Odysseus, und verstopfe meine Ohren nicht mit Wachs, sondern höre dem Zaubergesang der Sirene zu, auf die Gefahr hin, in dem Strudel der Leidenschaft zu Grunde zu gehen. Wir wollen uns über das Schicksal unserer Herzen keine Versprechungen auferlegen, ein Anderes aber ist es mit dem Schicksal Ihrer äußerlichen Existenz. Für diese muß ich Ihnen Versprechungen geben, und ich schwöre, daß ich sie erfüllen werde. Sie versprechen mir, daß Sie mir

dienen, auf meine Pläne eingehen, meine Politik durch Ihre Künste fördern wollen?

Ich schwöre es Ihnen, Excellenz, ich schwöre Ihnen, daß Ihre Gegner selbst den König anflehen sollen, Berlin zu verlassen, und mit Frankreich zu brechen.

Nun wohl, an dem Tage, an welchem der König wohlbehalten in Breslau anlangt, werden Sie von mir ein Document erhalten, welches Ihnen eine Jahresrente sichert, damit Sie hier in Berlin frei und unabhängig leben können.

Und das ist Alles? fragte sie mit verächtlichem Ton. Sie versprechen mir nichts als Geld, um mich vor dem Verhungern zu schützen?

Nein, sagte Hardenberg lächelnd, ich verspreche Ihnen noch mehr! Ich verspreche Ihnen, daß die kleine Friederike Hähnel, des Uhrmachers eheleibliches Töchterlein, sich in eine vornehme Dame verwandeln soll, und daß ich Ihnen einen Gemahl ausfindig machen will, der Ihnen einen adeligen Namen als Mitgift bringt, dessen sich die Tochter der Marquise Barbasson nicht zu schämen hat. Sind Sie zufrieden damit, meine Schöne?

Bin ich verpflichtet, den Gemahl, welchen Ew.

Excellenz mir geben wollen, zu lieben und zu ehren? fragte Friederike nach einer Pause.

Und wenn ich Ja sagte? fragte Hardenberg.

Dann würde ich sagen: ich ziehe es vor, Friederike Hähnel zu bleiben, denn als solche werde ich wenigstens das Recht haben, zu Ihren Füßen zu sitzen und Sie anbeten zu können, und kein lästiger Gemahl wird mich daran hindern können.

Nun denn, meine holde Thörin, ich werde Ihnen einen Gemahl suchen, der wie ein deus ex machina blos erscheint, Ihnen vor dem Altar seinen Namen giebt, und dann wieder verschwindet. Sind Sie damit einverstanden?

Excellenz, das ist grade ein Gemahl, wie ich ihn mir wünsche, und wie ihn meine Phantasie erträumt hat. Ein Gemahl sans consequence, nicht ein Mann, sondern nur ein Mannequin!

Ich werde indeß dafür sorgen, daß dieser Mannequin Ihnen außer seinem Namen noch ein sehr schönes Brautgeschenk, und eine Ihrer würdige corbeille de noce zu Füßen lege. Sie nehmen also meine Anerbietungen an, meine Freundin?

Nein, ich nehme sie nicht an, wenn Sie nicht noch Etwas hinzufügen.

Was denn, Friederike?

Ihre Liebe, Ihr Vertrauen, Ihren Glauben an meine Liebe! rief sie, zu seinen Füßen niedersinkend.

Ach, sagte Hardenberg lächelnd, seien wir nicht so tollkühn, den Schleier lüften zu wollen, der uns vielleicht eine sonnige, herrliche Zukunft verbirgt! *)

---

*) Diese Scene ist ihrem thatsächlichen Inhalt nach nicht erfunden, sondern nach den eigenen, mündlichen Darstellungen und Schilderungen der Dame, welche in derselben die Hauptrolle spielt, niedergeschrieben. D. V.

VII.

Die beiden Diplomaten.

Die königliche Familie hatte heute, den zwanzigsten Januar, in Potsdam ein wichtiges Fest gefeiert. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte in der Schloßkirche seine Confirmation begangen. Im Beisein der ganzen königlichen Familie, aller hohen Staatsbeamten und fremden Gesandten hatte der siebenzehnjährige Prinz sein Glaubensbekenntniß abgelegt, und in die Hände des edlen und ehrwürdigen Oberconsistorialrathes Sack hatte er mit feierlichem Eide gelobt, treu zu halten an dem Wort Gottes, ihn zu bekennen in guten und in bösen Tagen.

Nach der kirchlichen Feierlichkeit sollte bei Hofe ein glänzendes Diner stattfinden, zu dem nicht die Mitglieder der königlichen Familie allein, sondern auch die Würdenträger und Staatsbeamten, nebst

den von Berlin herübergekommenen Gesandten Einladungen erhalten hatten.

Indessen ward dies Diner plötzlich abbestellt. Der König, hieß es, sei unwohl geworden. Die große Aufregung bei der kirchlichen Feierlichkeit, die heftige Gemüthsbewegung habe seine Nerven ungewöhnlich afficirt, und bei ihm ein Nasenbluten hervorgerufen, das schon seit einigen Stunden andauere, und dem selbst die energischsten Mittel, welche die Aerzte angewandt, bisher keinen Einhalt hatten thun können.

Die Gesandten hatten sich persönlich im Schloß gemeldet, um Nachrichten über das Befinden des Königs zu erhalten, und der Leibarzt Sr. Majestät hatte ihnen wenigstens die Versicherung geben können, daß der Zustand Sr. Majestät durchaus nicht beunruhigend oder gefahrvoll sei, aber daß der König durchaus der Ruhe bedürfe, und daher auch heute nicht, wie es beabsichtigt gewesen, nach Berlin gehen, sondern in Potsdam verbleiben, sich auch die nächsten Tage dort in vollkommenster Zurückgezogenheit von allen Geschäften und Besuchen halten werde.

Diese Nachricht schien Niemand mehr zu beunruhigen, als den französischen Gesandten, Grafen

St. Marsan. Mit düsterer Stirn verließ er das königliche Schloß, und seine Equipage besteigend, befahl er in hastigem Ton dem Kutscher, so schnell als die Pferde zu laufen vermöchten, nach Berlin zurückzukehren.

Nach kaum drei Stunden, Dank den muthigen Pferden, war daher die Fahrt zurückgelegt, der Wagen hielt vor dem Hôtel der französischen Gesandtschaft, und die Lakaien eilten herbei, den Schlag zu öffnen.

Graf St. Marsan indessen erhob sich nicht von seinem Sitz, sondern winkte nur seinen Kammerdiener näher zu sich heran. Keine Briefe für mich angekommen? fragte er.

Zu Befehl, Excellenz, dieses Briefchen ist so eben abgegeben worden, sagte der Kammerdiener, dem Grafen ein kleines, zierlich gefaltetes Briefchen darreichend. St. Marsan erbrach es hastig. Es enthielt nichts als die Worte: „So eben kehre ich von Potsdam zurück. Wahrscheinlich habe ich eine Stunde vor Ew. Excellenz voraus, denn ich habe drei Relais legen lassen. Sobald Ew. Excellenz angekommen sind, bitte ich, es mich wissen zu lassen, damit ich zu Ihnen eilen kann. H.“

Zum Hôtel des Staatskanzlers von Hardenberg, befahl der Gesandte, indem er das Papier in seinen Busen schob und sich in die Kissen zurücklehnte. Der Wagen rollte davon, nach zehn Minuten hielt er vor dem Hôtel des Staatskanzlers an. Graf St. Marsan sprang mit jugendlicher Leichtigkeit heraus, und eilte, dem meldenden Lakaien auf dem Fuße folgend, in das Hôtel und die Treppe hinauf.

Schon im ersten Vorzimmer kam ihm der Staatskanzler entgegen, um ihn mit verbindlichen Worten zu begrüßen, und in sein Kabinet zu führen.

Sie sind mir zuvor gekommen, Excellenz, sagte er, mein Wagen war angespannt, und ich erwartete nur eine Botschaft von Ihnen, um sogleich zu Ihnen zu eilen.

Es ist also eine sehr wichtige Nachricht, welche Ew. Excellenz mir mitzutheilen die Güte haben wollen? fragte St. Marsan unruhig.

Im Gegentheil, Excellenz, sagte Hardenberg lächelnd, ich hoffte von Ihnen wichtige Nachrichten zu erhalten. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir Alle in der höchsten Spannung und Aufregung sind, und es ist wohl nicht nöthig, einem so feinen und scharfsinnigen Diplomaten, wie Ew. Excellenz

es sind, zu gestehen, daß das Unwohlsein und das Nasenbluten des Königs nur fingirt war, und daß Se. Majestät dadurch nur ein Zusammentreffen mit Ew. Excellenz vermeiden wollten.

In der That, ich vermuthete das wohl, rief St. Marsan, es kam mir überhaupt Alles in Potsdam sehr seltsam und wunderlich vor, aber ich gestehe Ew. Excellenz, daß ich nicht begreife, wodurch der König so mißgestimmt worden, und wodurch namentlich meine Person seinen Unwillen erregt haben kann?

Wie? fragte Hardenberg, mit dem Anschein des Erstaunens, Ew. Excellenz begreifen das nicht? Mir scheint aber, daß dieser Unwille des Königs gar wohl begründet ist. Sie wissen, mit welcher Treue und Unerschütterlichkeit Preußen an dem französischen Bündniß festgehalten hat, daß der König allen Versprechungen Rußlands, in wie verlockende Formen sie auch immer gekleidet sein mochten, widerstanden, und es durch Wort und That bewiesen hat, daß er seinem System durchaus treu bleiben, und das Bündniß mit Frankreich niemals lösen und aufgeben wolle. Und gerade jetzt, wo es meinem Eifer, meiner Beredtsamkeit, meiner beständigen Darlegung

von der Nützlichkeit dieses Bündnisses, gelungen ist, den König taub zu machen gegen alle Versprechungen, und ihn in seinem Herzen fester als je an Frankreich zu knüpfen, grade jetzt müssen Sie auf eine so herausfordernde Weise den König kränken und beleidigen. Ach, Herr Graf, das heißt mein Ziel in sehr weite Ferne schieben, und mir den ersehnten Orden vielleicht auf immer entziehen. Denn wie kann ich mein Wort halten, wie dem König seine Einwilligung zu der Verlobung des Kronprinzen mit einer Napoleonischen Prinzessin abgewinnen, wenn Frankreich ihm grade in dieser Zeit mit so wenig Schonung und Ehrfurcht begegnet, und ihm beweist, daß es selber die Verträge, die es mit Preußen geschlossen, für Frankreich nicht als bindend betrachtet.

Aber, Excellenz, Sie sehen mich in Verzweiflung, rief Graf St. Marsan, denn ich gestehe Ihnen noch einmal, daß ich nicht begreife, was wir gethan haben, um solche schmerzliche Vorwürfe zu verdienen.

Nun, dann erlauben Sie mir, Sie an das zu erinnern, was geschehen ist, und um eine gütige Erklärung zu bitten. Ew. Excellenz wissen doch, daß die Division des Generals Grénier neunzehn-

tausend Mann stark von Italien in Eilmärschen hierher gekommen und in die Kurmark eingerückt ist?

Ja, allerdings, ich weiß das, sagte St. Marsan zögernd, aber diese Truppen werden nur einige Tage rasten, um dann weiter zu ziehen.

Im Gegentheil, Excellenz, diese Truppen sind dazu bestimmt, in der Kurmark zu bleiben, rief Hardenberg. Die Führer derselben erklären mit aller Bestimmtheit, hier ihre Standquartiere gefunden zu haben, und doch ist die Kurmark schon so angefüllt von französischen Soldaten, daß es nicht wohl abzusehen ist, wie es möglich sein sollte, noch weitere neunzehntausend Mann unterzubringen. Außerdem ist diese Vermehrung der französischen Truppenzahl durchaus gegen die bestehenden Verträge, und es ist daher natürlich, daß dieser Umstand, der schon an sich leicht eine feindliche Absicht vermuthen ließe, die Mißstimmung des Königs erregt hat.

Aber die außerordentlichen Umstände, in denen die französische Armee sich seit dem unglücklichen russischen Feldzug befindet, entschuldigen wohl auch außerordentliche Maaßregeln, sagte St. Marsan befangen. Gewiß wird Se. Majestät der Kaiser Napoleon,

sobald er erfährt, daß der König diese Truppenvermehrung ungern sieht, sich beeilen, seinem Bundesgenossen die Nothwendigkeit dieser Maaßregel auseinander zu setzen, und nachträglich wenigstens ihn um seine Einwilligung zu ersuchen.

Ach, rief Hardenberg rasch, Sie gestehen also jetzt zu, daß diese Truppenvermehrung nicht eine vorübergehende, sondern eine dauernde sein soll? Aber ich bin noch nicht zu Ende mit meiner Beschwerde! Ew. Excellenz ist es doch bekannt, daß nach der letzten Uebereinkunft zwischen Frankreich und Preußen in Potsdam und dessen Umgebung durchaus gar keine französischen Truppen sich aufhalten, oder auch nur Eine Nacht Quartier nehmen dürfen?

Ja, ich kenne diese Uebereinkunft, und ich glaube, sie ist bisher sorgsam aufrecht erhalten.

Bisher, das heißt bis heute! Aber an diesem Vormittag, und während wir in der Kirche der feierlichen Einsegnung des Prinzen beiwohnten, von dem Sie wünschen, daß er ein neues Band zwischen Frankreich und Preußen werde, in derselben Stunde ist diese Uebereinkunft auf eben so unbegreifliche, als verletzende Weise gebrochen worden. Viertausend

Mann von der Division Grénier sind heute Morgen von Brandenburg nach Potsdam gerückt, und haben mit Gewalt — hören Sie es wohl, Excellenz, ich sage, sie haben dort mit Gewalt Quartier nehmen wollen. Man suchte ihnen vergeblich auf gütlichem Wege begreiflich zu machen, daß ein solches Vorhaben unausführbar sei, und erst nach sehr heftigen und stürmischen Scenen konnte man es dahin bringen, daß die Truppen Potsdam verließen und einige Meilen zurück marschirten.*) Wenn es aber bei diesen Scenen nicht zum Blutvergießen kam, so war das in der That nicht das Verdienst Ihrer Truppen, sondern der Besonnenheit und Mäßigung der preußischen Behörden. Jetzt, mein Herr Graf, werden Sie vollkommen den Unmuth meines Herrn, des Königs, begreifen, und Sie werden, hoffe ich, mir genügende Aufklärung geben, die ich im Namen Sr. Majestät erbitte.

Mein Gott, Excellenz, sagte St. Marsan erstaunt, ich begreife in der That nicht, wie der König diese kleine Diversion gegen die Verträge so übel deuten

---

*) Beitzke: Geschichte der deutschen Befreiungskriege. I. S. 162.

kann. Ew. Excellenz sagten es ja selbst: es wird nicht wohl möglich sein, eine so bedeutende Truppenzahl in der Kurmark unterzubringen. Man hat wirklich außerordentliche Schwierigkeiten damit gehabt, und dieser Umstand erklärt es, wie man dazu schreiten konnte, eine Abtheilung der Truppen nach Potsdam zu verlegen, wo so viel Raum und so viele leere Quartiere vorhanden waren. Wir konnten in der That nicht ahnen, daß der König dies so übel deuten würde, und daß der Anblick der tapfern französischen Soldaten bei dem Bundesgenossen des Kaisers von Frankreich Gefühle des Unwillens erregen könnte. Aber Sie sehen ja, die Truppen haben sich dem Willen des Königs gefügt und sind zurückmarschirt.

Aber sie sind nahe genug geblieben, um auf den ersten Ruf gleich wieder vorwärts rücken zu können.

Und meinen Ew. Excellenz, daß die französischen Behörden Veranlassung haben dürften, sich Hülfstruppen herbeizurufen? fragte Graf St. Marsan, einen raschen prüfenden Blick auf das Antlitz des Staatskanzlers werfend.

Aber dieses Antlitz blieb vollkommen unverändert und ruhig, nur der Schimmer eines Lächelns um=

spielte die feinen Lippen Hardenberg's. Ich weiß nicht, sagte er, welche Motive die französischen Behörden veranlassen dürften, sich zur Ausführung ihrer Zwecke Hülfstruppen herbeizuziehen, da sie nicht in Feindesland, sondern im Lande eines Bundesgenossen sich befinden. Es müßte denn sein, daß ihnen jede freie Aeußerung des königlichen Willens schon als eine feindliche Demonstration erschiene, und daß Sie zum Beispiel darin, daß der König nicht in Berlin, sondern in Potsdam, und vielleicht je nach seiner Laune in einer andern seiner Städte residirt, schon eine feindselige Handlung entdecken wollten.

Der König will also Potsdam verlassen, und in einer andern Stadt residiren? fragte St. Marsan rasch.

Ich sage das nicht geradezu, erwiderte Hardenberg lächelnd und zögernd, aber ich würde es natürlich finden, wenn der König, um den lästigen Zwistigkeiten der französischen und deutschen Behörden auszuweichen, um ferner nicht Zeuge zu sein, daß man vielleicht zum zweiten Mal die Verträge verletzt, und Potsdam mit Einquartierung französischer Truppen belästigt, ich würde es natürlich fin-

den, wenn der König, um allen diesen Unannehmlichkeiten sich zu entziehen, seine Residenz vielleicht nach einer Stadt verlegte, in welcher Se. Majestät sicher wäre, solche Beunruhigungen vermeiden zu können.

Der König will Potsdam verlassen, sagte St. Marsan leise zu sich selber, laut aber sagte er: ich wüßte indeß keinen Ort in der preußischen Monarchie, wo jetzt bei dem innigen Verkehr zwischen Preußen und Frankreich sich nicht auch französische Behörden und französische Truppen befänden. Doch ja, da fällt mir ein, daß allerdings laut den Verträgen vom vorigen Jahre in der Provinz Schlesien, außer auf der Militairstraße von Glogau nach Dresden, gar keine französischen Truppen stehen, und daß Breslau nicht einmal von französischen Truppen oder von denen seiner Bundesgenossen durchzogen werden darf. Breslau wäre allerdings ein Ort, wo der König nicht die Gefahr liefe, französischen Truppen zu begegnen.

Sie gestehen es also zu, daß es für den König gefährlich ist, französischen Truppen zu begegnen? In diesem Fall wäre es in der That sehr gerechtfertigt und sehr weise, wenn der König sich nach

Breslau begeben wollte, wo er nicht, wie Sie sagen, Gefahr läuft, französischen Truppen zu begegnen.

Es ist also entschieden, der König geht nach Breslau? fragte St. Marsan. Ew. Excellenz wollen die Güte haben, es mir anzudeuten?

Es ist also entschieden, den König bedroht Gefahr in der Nähe der französischen Truppen? fragte Hardenberg zurück. Ew. Excellenz wollen die Güte haben, es mir anzudeuten? Ach, mir scheint, Excellenz, wir spielen seit einer halben Stunde Versteck, während wir doch wahrlich Beide wohl Grund hätten, offen und ehrlich mit einander zu verkehren.

Nun ja denn, offen und ehrlich, rief St. Marsan. Auch ich habe Grund, mich zu beschweren, auch ich muß um Aufklärungen bitten. Offen und ehrlich denn! Was bedeutet es, daß plötzlich von dem preußischen Gouvernement in alle Provinzen der Befehl zur Einberufung der Beurlaubten und zur Aushebung der Rekruten ergangen ist, daß Artilleriepferde gekauft, und Bekleidungsgegenstände für die Soldaten beschafft werden?

Das bedeutet ganz einfach, Excellenz, daß der König gewärtig ist, von seinem Bundesgenossen, dem

Kaiser von Frankreich, aufgefordert und ersucht zu werden, ihm neue Hülfstruppen zu senden, und daß er sich beeilt, diesem Wunsch rechtzeitig genügen zu können. Man mußte aber deshalb mit diesen Vorkehrungen so eilig verfahren, weil, sobald die Russen weiter in Preußen vordringen, die Aushebung der Rekruten und die Einberufung der Beurlaubten selbstverständlich unmöglich gemacht würde.

Aber dies sind nicht die einzigen Neuerungen und Vorkehrungen, welche gemacht worden sind. Es ist gestern von dem König ein Edict erlassen worden, welches die Ausgabe von zehn Millionen Thalern Schatzscheine anordnet, und denselben einen Zwangscours verleiht. *) Wozu diese enorme Summe, Herr Staatskanzler, wozu bedarf der König auf einmal so vieler Millionen?

Sie fragen, wozu der König der Millionen bedarf? Mein Herr, der Zwangscours allein, den man auf die Ausgabe der zehn Millionen Schatzscheine legen mußte, könnte Ihnen eine genügende Antwort sein. Wenn ein Gouvernement nicht auf andere Weise Geld auftreiben kann, als dadurch,

*) Beitzke I. S. 161.

daß es seine eigenen Landesangehörigen zwingt, seine Papiere zu einem befohlenen Werth anzunehmen, so beweist das, daß es keinen Credit mehr hat, um Anleihen zu machen, keine Fonds, die es flüssig machen, keine Domainen, die es veräußern könnte, so beweist das, daß die Kassen des Gouvernements nicht allein, sondern auch die Hülfsquellen des Landes vollständig erschöpft sind, und daß man auf einem Punkt angelangt ist, wo man entweder Bankerott machen, oder durch Palliativmittel sich hinzuhalten suchen muß. Preußen ist auf diesem Punkt angelangt. Wir wollen nicht untersuchen, durch wessen Schuld und durch welche Anhäufung von Ausgaben und Verpflichtungen; aber es ist auf diesem Punkt angelangt, und da der König nicht den Staatsbankerott erklären will, so nimmt er zu einem Palliativmittel seine Zuflucht, giebt für zehn Millionen Schatzscheine mit Zwangscours aus, um wenigstens Geld zu bekommen, die Noth seiner Unterthanen zu lindern, und — für seinen Bundesgenossen, den Kaiser Napoleon, neue Regimenter einzukleiden und zu remontiren. Sind Sie mit dieser Erklärung zufrieden, Herr Graf?

Ich bin vollkommen beruhigt und zufrieden ge=

stellt, denn ich zweifle nicht, daß Ew. Excellenz es mit derselben ehrlich meinen.

Mein Gott, haben wir es nicht bewiesen, daß wir es ehrlich meinen! rief Hardenberg mit dem Ausdruck schmerzlicher Entrüstung. Wir halten, allen Verlockungen, allen Versprechungen Rußlands zum Trotz, an Frankreich fest, und, bemerken Sie wohl, Herr Graf, wir halten an Frankreich im Unglück fest, wir geben ihm unsere Soldaten, und schaffen ihm, da die alten zu Grunde gegangen sind, neue, wir bringen alle möglichen Opfer, ja, wir laufen sogar Gefahr, den König die Sympathien seiner eigenen Unterthanen, welche, Sie wissen es, dem fortdauernden Bündniß mit Frankreich nicht allzugeneigt sind, verlieren zu lassen! Dennoch zweifelt Frankreich immer noch an der Treue des Königs und an meiner völligen Hingabe. Es zweifelt in einem Augenblick, wo ich es als mein höchstes und schönstes Ziel erkläre, eine Verbindung mit dem Kronprinzen und einer kaiserlichen Prinzessin zu Stande zu bringen, und wo es meinen Bitten und Vorstellungen endlich fast schon gelungen ist, die Einwilligung des Königs mit Bestimmtheit versprechen zu können.

Wie? rief St. Marsan freudig. Der König willigt in eine solche Vermählung?

Er wird einwilligen, sagte Hardenberg lächelnd, vorausgesetzt, daß man ihm von Frankreich den ersten Antrag mache, daß ihm bedeutende Vortheile gesichert werden, und daß die Monarchie dadurch zu einem höheren Rang erhoben würde. *)

Oh, an Vortheilen und Rangerhöhungen wird es der Kaiser nicht fehlen lassen, sagte St. Marsan freudig. Es ist Sr. Majestät zu wichtig, eine Prinzessin seines Hauses den Thron Preußens besteigen zu sehen, als daß er nicht bereitwillig alle Wünsche seines zukünftigen Bruders, des regierenden Königs von Preußen, erfüllen sollte.

Dann also sind wir einig, rief Hardenberg, dem Grafen die Hand darreichend, und alle Irrungen sind wieder ausgeglichen. Vertrauen Sie nur fest und zuversichtlich auf uns, seien Sie gewiß, daß das System Preußens sich nicht geändert hat, daß weder directe noch indirecte Eröffnungen an Rußland gemacht worden, und daß der König die von Rußland gemachten Anträge zurückweist. Die Desavoui=

---

*) Beitzke I. S. 159.

rung des Generals von York möge Ihnen davon ein genügender Beweis sein.*) Glauben Sie uns nur, Herr Graf, und beschwören Sie Ihren Kaiser, daß er das Mißtrauen endlich aufgebe, welches er noch immer gegen den König zu empfinden scheint, und welches noch immer wie ein dunkler Schleier die Herzen des größten Kaisers und des edelsten Königs trennt.

Ich werde Sr. Majestät genau die Worte melden, welche Ew. Excellenz an mich gerichtet haben, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser dieselbe freudige Genugthung dabei empfinden wird, wie ich sie empfinde. Dank Ihnen also, Excellenz, Dank Ihnen. Und jetzt will ich Sie nicht länger von Ihrem Diner zurückhalten. Wir sind Beide von Potsdam heimgekehrt, ohne dinirt zu haben, und es ist daher natürlich, daß wir Beide nachholen müssen, was wir in Potsdam versäumt haben. Leben Sie also wohl, Excellenz.

Hardenberg reichte ihm seinen Arm und geleitete ihn mit freundlichen und zuvorkommenden Worten bis in die Antichambre.

---

*) Hardenberg's eigene Worte. Lebensbilder III. S. 516.

Glauben Ew. Excellenz wohl, fragte St. Marsan Abschied nehmend, daß ich es morgen wagen darf, nach Potsdam zu gehen und mich persönlich nach dem Befinden Sr. Majestät zu erkundigen?

Warten Ew. Excellenz damit noch zwei oder drei Tage, sagte Hardenberg nach kurzem Besinnen. Bis dahin wird es mir gelungen sein, den Unmuth des Königs zu besiegen, und wenn die französischen Truppen in dieser Zeit keine neuen Versuche gemacht haben, sich in Potsdam einzuquartieren, sondern wo möglich weiter zurückgehen, dann wird der König sich gern überzeugen, daß das Ganze nur ein Mißverständniß gewesen sei. Also drei Tage Geduld, mein lieber Graf!

Gut denn, drei Tage! Aber dann in Potsdam, nicht wahr?

Ach, mein lieber Graf, rief Hardenberg lächelnd, kann ich denn wissen, wo es Sr. Majestät belieben wird, nach drei Tagen zu sein? Der König ist ja sein eigener Herr, und es steht ihm daher wohl frei, sich, je nach seinem Belieben, hierhin oder dorthin zu begeben, vorausgesetzt, daß er sich nicht in das Lager der Russen begiebt, und das würde ich wohl zu verhüten wissen. —

Es ist klar, murmelte Graf St. Marsan, als er sich allein in seiner Kutsche befand und nach seinem Hôtel zurückfuhr, es ist klar, daß der König in drei Tagen nicht mehr in Potsdam sein wird, sondern daß er die Absicht hat, sich heimlich von dort zu entfernen und seine Residenz in weiterer Entfernung von uns zu nehmen. Der Moment ist also gekommen, wo wir energisch handeln müssen. Die Truppen sind zu diesem Zweck angelangt und der Befehl des Kaisers lautet, daß sobald der König irgend verräth, er neige dem Bündniß mit Rußland zu und suche sich von dem Bündniß mit Frankreich loszusagen, man sich in diesem Fall sofort der Person des Königs zu bemächtigen habe, um dadurch vor allen Dingen das preußische Volk, welches uns abgeneigt ist, des gemeinsamen Leiters und des gemeinsamen Banners zu berauben.*) Nun denn, der Befehl des Kaisers muß ausgeführt werden, und zwar noch heute! Noch heute werden wir uns der Person des Königs bemächtigen müssen. Ich werde sogleich die nöthigen Vorkehrungen treffen und meine Eilboten an die Grénier'schen Truppen senden!

---

*) Beitzke I. 162.

Der Wagen hielt, und Graf St. Marsan, ganz seines Hungers und des Diners vergessend, eilte in sein Kabinet und berief dahin seine vertrauten Gesandtschaftssecretaire.

Eine Stunde später verließen zwei Couriere das Gesandtschaftshôtel, und kurze Zeit darauf fuhr aus dem Thorweg des Hôtels eine elegante Kutsche ab. Zwei Bediente ohne Livrée saßen auf dem hohen Kutschbock; wer aber im Innern des Wagens saß, konnte Niemand erkennen, denn die hinter den Fenstern angebrachten seidenen Vorhänge waren herunter gelassen. —

Auch der Staatskanzler von Hardenberg war, nachdem ihn der französische Gesandte verlassen, statt in den Speisesaal in sein Arbeitskabinet zurückgekehrt. Auch er schien keinen Hunger zu empfinden und des Diners ganz vergessen zu haben. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er langsam in seinem Kabinet auf und ab und ein stolzes Lächeln strahlte auf seinem edlen Angesicht.

Ich hoffe, sagte er leise zu sich selber, ich hoffe, es ist mir gelungen, den Herrn Grafen einestheils zu beruhigen und anderntheils zu beunruhigen. Er glaubt an mich und die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen,

und deshalb an das fernere Zusammengehen Preußens mit Frankreich, und das beruhigt ihn, aber er hat meine leicht hingeworfenen Aeußerungen sehr wohl verstanden, er hat begriffen, daß der König vielleicht Potsdam verlassen und nach Breslau gehen wird, und das beunruhigt ihn. Vielleicht ist er Hitzkopf genug, sich von seiner Beunruhigung fortreißen zu lassen und einen Gewaltstreich auf die Person des Königs zu versuchen. Wenn das geschieht, habe ich gewonnenes Spiel, und es wird mir endlich gelingen, den König diesen französischen Einflüssen zu entziehen und nach Breslau zu entführen. Nun, zum Glück habe ich einen guten Agenten im Hôtel des Herrn Grafen, und wenn irgend etwas Außergewöhnliches geschieht, wird er mir sofort Nachricht geben! Ich darf also ganz ruhig sein und abwarten!

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet und der Kammerdiener Conrad trat ein, auf einem silbernen Teller dem Staatskanzler einen Brief präsentirend.

Von wem? fragte Hardenberg.

Von i h r! flüsterte Conrad ängstlich. Ihre Krankenwärterin hat den Brief eben gebracht, und sie

sagt, er müsse sogleich in die Hände Ew. Excellenz gelangen.

Es ist gut, sagte Hardenberg, Conrad nach der Thür hinwinkend.

Aber Conrad ging nicht, sondern stand noch immer neben der Thür und schaute flehend zu seinem Herrn hin.

Nun, fragte Hardenberg ungeduldig, hast Du sonst noch etwas zu sagen?

Ja, sagte Conrad schüchtern, wollte nur ergebenst vermelden, daß die Excellenz Frau Staatskanzlerin heute Morgen wieder geruht haben, mir eine Ohrfeige zu geben, weil ich ihr nicht sagen wollte, wohin der Herr Staatskanzler jetzt alle Abende gehen.

Armer Conrad, sagte Hardenberg lächelnd, meine Frau Gemahlin wird wahrhaftig Deine Wangen so lange streicheln, bis sie ganz unempfindlich sein werden gegen jede andere Berührung. Da, nimm dies kleine goldene Pflaster und kühle damit Deine Wange.

Er reichte Conrad ein Goldstück dar, aber dieser wehrte es zurück. Nein, Excellenz, sagte er, ich bedarf dessen nicht, denn ich habe, was ich brauche, und ich weiß, daß Excellenz für mich sorgen werden, wenn ich einmal zu alt und schwach werde, um noch

arbeiten zu können. Ich wollte mir nur erlauben, Ew. Excellenz zu warnen, damit Sie ein wenig auf der Huth sind. Denn die Frau Ministerin und Staatskanzlerin hat ihrer Kammerfrau anvertraut, daß sie heute Abend dem Herrn Staatskanzler nachgehen und ihm folgen wird, um genau zu sehen, wohin Excellenz gehen, und dann will sie morgen in das Haus und zu der Dame hingehen und ihr ein solches Ungewitter bereiten, daß es ihr auf immer vergehen soll, den Herrn Gemahl bei sich zu empfangen. Die Kammerfrau der Staatskanzlerin hat mir das anvertraut und mir befohlen, es sogleich Ew. Excellenz zu sagen, denn Excellenz wissen wohl, daß Jeder von uns sein Leben für Sie lassen würde, und daß auch die Dienerinnen der Frau Staatskanzlerin nur bei ihr bleiben, weil sie Ew. Excellenz so sehr lieben und verehren, und weil es eine große Ehre ist, im Hause eines Herrn zu dienen, welchen ganz Berlin liebt und verehrt.

Ich danke Dir und allen Andern für Eure Anhänglichkeit und Treue, sagte Hardenberg, seinem alten Diener freundlich zunickend. Der Kammerfrau meiner Frau sage, daß ich ihr noch ganz speciell danke, und daß sie mir auch ferner treu dienen

soll. Was Ihr Alle von dem Mißmuth und Jähzorn meiner Gemahlin zu leiden habt, werde ich bemüht sein, Euch zu vergelten, besonders wenn Ihr Alle so wenig als möglich nach Außen verlauten laßt, wie die Zustände im Innern meines Hauses sind, und daß wir Alle in demselben Manches zu leiden haben. Geh, Conrad, geh, seid verschwiegen und wachsam! Ich werde Euren Rath gut benutzen, und meine Frau Gemahlin wird heute nicht erfahren, wohin ich gehe.

Er nickte Conrad noch einmal zu, und als dieser das Zimmer verlassen hatte, wandte er seine Blicke wieder auf das Briefchen hin, das er noch immer uneröffnet in der Hand hielt.

Jetzt schlug er es hastig auseinander und las. Es enthielt nichts als die Worte: „Meine Prophezeihungen wirken. Der gute Köckeritz ist ganz voll Angst und Sorgen um seinen geliebten König, und selbst der alte Kalkreuth ward stutzig über die schreckensvollen Prophezeihungen der Somnambule. Ich glaube wohl, daß sie Beide heute den Rath geben werden, der Gefahr aus dem Wege zu gehen und die Residenz anders wohin zu verlegen. Mögen die guten Götter ihren Worten Kraft verleihen, da-

mit wir Alle unser Ziel erreichen; dies Ziel ist für Sie die Freiheit Preußens, für mich die Sclaverei meines Herzens. Denn was will ich denn weiter, als Ihre Sclavin sein und zu Ihren Füßen liegen, um Ihnen die Mährchen meiner Liebe zu erzählen! Für Sie die demüthige Sclavin, für alle Andern die Diavolezza Friederike, des Uhrmachers Töcherlein, — wann endlich die entpuppte Marquise?"

Es ist wahr, sagte Hardenberg lächelnd, indem er das Papier in kleine Stückchen zerriß, es ist wahr, sie ist eine Diavolezza, aber eine von der liebenswürdigsten und bezauberndsten Sorte, und es wird vielleicht gar nicht lange dauern, daß ich sie trotz ihrer Teufeleien für einen Engel halte, und ihr reizendes Comödienspiel für Wahrheit nehme. Ach, sie hat Recht, sie ist von einer bezaubernden Häßlichkeit, und ihre dämonischen Augen sind fesselnder, als die Reize eines Engels! Aber es ist jetzt nicht Zeit, an solche Dinge zu denken. Der Ernst des Lebens muß uns allein beschäftigen! Köckeritz also ist gewonnen, und Kalkreuth sogar ist schwankend geworden in seinem Köhlerglauben an die Franzosen! Nun, Gott gebe, daß wir endlich

die Festung dieses königlichen Herzens erobern können. — Ach, es klopft schon wieder! Herein! Herein! Wie, Conrad, Du bist es schon wieder? Kommst Du, mir wieder eine empfangene Ohrfeige anzumelden?

Nein, Excellenz, sagte Conrad lächelnd, dies Mal habe ich einen französischen Soldaten zu melden, der sich durchaus nicht abweisen lassen will, sondern verlangt, Ew. Excellenz selbst zu sprechen. Er sagt, er habe etwas sehr Kostbares gefunden, was Ew. Excellenz verloren hätten, und wofür er sich selbst die Belohnung einholen wolle.

Nun, so laß ihn eintreten, sagte Hardenberg, wir werden ja sehen, was er bringt!

Einige Minuten später öffnete Conrad die Thür, und ein französischer Soldat trat ein. Nun, laßt doch sehen, Freund, was Ihr gefunden habt, sagte Hardenberg, und was Ihr mir wiederbringt, ehe ich es vermißt habe.

Excellenz, es ist ein kostbares Kleinod, sagte der Soldat, aber ich muß es Ew. Excellenz im Geheim geben.

Geh hinaus, Conrad, befahl Hardenberg, dem Diener zuwinkend, der an der Thür stehen geblieben

war und mißtrauisch und ängstlich jede Bewegung des Soldaten überwachte.

Conrad gehorchte, aber im Hinausgehen lehnte er die Thür nur an und blieb dicht neben derselben stehen, bereit, auf den ersten Ruf seines geliebten Herrn sogleich einzutreten.

Jetzt sind wir allein, jetzt sprechen Sie, sagte Hardenberg.

Excellenz, flüsterte der Soldat, einige Schritte näher tretend, mich sendet der Kammerdiener des Grafen St. Marsan, das heißt, mein Bruder. Er wagt es nicht, selbst hierher zu kommen, denn das Haus des Herrn Staatskanzlers wird von Spionen bewacht, und es würde Verdacht gegen meinen Bruder erregen, wenn man ihn in dasselbe eintreten sähe. Deshalb sendet er mich. Ich soll Ew. Excellenz fragen, ob Sie mir zwanzig Louisd'or für einen Brief geben wollen, den ich von meinem Bruder Ihnen überbringen soll?

Dieser Brief enthält also eine sehr wichtige Nachricht?

Ja, Excellenz, mein Bruder sagt, er lasse Ihnen den Brief nur zu so wohfeilem Preise, weil er schon lange mit Ihnen in Geschäftsverbindung stände,

und weil Sie sich immer als freigebiger Herr gegen ihn bewiesen hätten.

Verlangt Ihr Bruder, daß ich die Summe auszahle, noch ehe ich den Brief empfangen habe?

Er stellt das ganz dem Belieben Ew. Excellenz anheim, nur meint er, es sei für Ew. Excellenz vortheilhafter, wenn Sie das Geld auszahlten, noch ehe Sie den Brief gelesen.

Wie so denn vortheilhafter für mich?

Weil, wenn Ew. Excellenz ihn gelesen, Sie ihm ohne Zweifel in der Freude über diese merkwürdige und wichtige Nachricht eine höhere Summe als die verlangte auszahlen würden.

In diesem Fall ziehe ich es vor, den Brief erst zu lesen, sagte Hardenberg lächelnd, denn ich darf nicht durch die Großmuth Ihres Bruders übertroffen werden.

Nun denn, Excellenz, hier ist der Brief, sagte der Soldat, dem Staatskanzler ein kleines zusammengefaltetes Papier darreichend.

Hardenberg nahm es und trat damit, als wolle er dem Soldaten den Anblick seines Antlitzes während der Lectüre entziehen, in die Fensternische, dem Soldaten den Rücken zuwendend.

Dieser indeß hielt seine scharfen, beobachtenden Blicke unverwandt auf die Gestalt des Staatskanzlers gerichtet, der jetzt den Brief las. Er sah, wie es jetzt, einem jähen Schrecken gleich, die ganze Gestalt Hardenberg's durchbebte, und ein triumphirendes Lächeln überflog das Gesicht des heimlichen Beobachters.

Nach einigen Minuten wandte sich Hardenberg wieder um, und das Papier sorgfältig zusammenlegend, verbarg er es in seinem Busen.

Mein Freund, sagte er, Ihr Bruder hat Recht. Dieser Brief wäre mit zwanzig Louisd'or zu gering bezahlt. Wir müssen den Kaufpreis steigern.

Er trat zu seinem Schreibtisch; die Chatulle desselben öffnend, nahm er eine Rolle und zählte eine Reihe Goldstücke auf den Tisch hin. Hier sind dreißig Louisd'or für Ihren Bruder, sagte Hardenberg, und hier ist ein Louisd'or Botenlohn für Sie. Kommen Sie hieher und zählen Sie das Geld nach. Sagen Sie Ihrem Bruder, er solle mir auch ferner treu dienen und mir seine wahrheitsgetreuen Mittheilungen machen, dann könne er stets meiner freigebigen Dankbarkeit gewiß sein!

Der Soldat hatte kaum das Zimmer verlassen,

als Hardenberg das Papier aus seinem Busen zog und es noch einmal mit hastigen Blicken durchflog. Endlich! Endlich! rief er laut und freudig. Der große Moment der Entscheidung ist gekommen! Jetzt hoffe ich mein Ziel erreichen zu können!

Er klingelte heftig. In einer halben Stunde soll mein Wagen vorfahren, befahl er dem eintretenden Kammerdiener, aber meine Pferde werden ermüdet sein. Man soll also vier Postpferde holen. Ein Courier soll sogleich nach Potsdam abreiten und dafür sorgen, daß in Steglitz und Zehlendorf für mich Relaispferde bereit stehen!

VIII.

Das Attentat.

Es war um die sechste Stunde desselben Nachmittags. Der düstere Januartag war jetzt schon einer dunklen kalten Nacht gewichen, und Stille und Finsterniß lagerten über der Stadt und der Umgebung Potsdams. Der König hatte sich heute, wie immer bei Einbruch der Nacht, hinausbegeben nach Sanssouci. Dort, fern von dem Geräusch der Welt, liebte er es, seine stillen Abende und Morgen hinzubringen, und sich von den beobachtenden Augen der Menschen in die Stille einfacher Häuslichkeit zurückzuziehen.

Gleich seinem erhabenen Großoheim, Friedrich dem Zweiten, legte der König vor den Pforten des kleinen Schlosses Sanssouci seine belastende Königskrone und den Tand und Schimmer seiner Würde ab und war da drinnen in dem kleinen, durch so

große geschichtliche Erinnerungen geweiheten Palais, nicht der König, sondern nur der Mann, der Vater und der Freund. In Sanssouci versammelten sich in den Abendstunden seine Kinder um ihn und suchten durch ihre Fröhlichkeit und ihre zärtliche Liebe die Falten von der sorgenvollen Stirn ihres Vaters zu verscheuchen; in Sanssouci empfing Friedrich Wilhelm den kleinen Kreis seiner vertrauten Freunde, und da durften sich der alte General von Köckeritz, der Feldmarschall von Kalkreuth, der Graf Dohna, der Staatskanzler von Hardenberg und die wenigen andern Freunde, welche ihm treu geblieben, dem König ohne lästiges Ceremoniel und beengende Etiquette nahen. Fremde Gäste aber und ceremonielle Besuche wurden von dem König niemals in Sanssouci empfangen; diese waren, gleich den Staatsgeschäften und Regierungsangelegenheiten, nach dem Königsschloß in der Mitte der Stadt Potsdam verwiesen. In dem Stadtschloß, wohin sich der König jeden Morgen mit der pünktlichsten Genauigkeit um zehn Uhr begab, fanden die Ministersitzungen, die Berathungen mit den höhern Beamten, die Audienzen der Gesandten, die officiellen Vorstellungen statt, dort auch nahm der König im

Kreise seiner Familie und seines Hofes sein Diner ein. Aber genau mit dem Schlag der siebenten Stunde bestieg der König ganz allein, ohne irgend eine Begleitung, seinen Wagen und fuhr hinaus nach Sanssouci. Dies stand so fest und wiederholte sich so pünktlich an jedem Abend, daß, wenn die Bewohner der Straße, welche nach Sanssouci hinausführte, um diese Zeit das Rollen eines Wagens vernahmen, sie mit der Bestimmtheit, als hörten sie eine Glocke schlagen, zu einander sagten: „Es ist so eben sieben Uhr, denn der König fährt nach Sanssouci."

Auch heute, wie gesagt, wollte der König wie an jedem Tage hinausfahren nach Sanssouci. Es war dies eine so feste und unumstößliche Regel, daß der königliche Leibkutscher, ohne weitere Befehle abzuwarten, jeden Abend mit dem Schlag der sechsten Stunde zwei Pferde vor die einfache Kutsche legte, deren sich der König immer zu bedienen pflegte. Mit dieser Kutsche fuhr dann der Leibkutscher vor der kleinen Seitenpforte des Schlosses vor, aus welcher der König genau einige Minuten vor sieben Uhr hinauszutreten pflegte, ohne irgend ein Wort zu sagen, einen Befehl zu ertheilen, in den

Wagen stieg, die Thür desselben dröhnend zuschlug und dadurch dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt gab.

Auch heute hatte der Leibkutscher seiner Gewohnheit gemäß mit dem Schlag der sechsten Stunde seine Rappen angeschirrt, die Kutsche hergerichtet und in Ordnung gebracht, und eben begann das Glockenspiel von der nahen Kirche die erste Hälfte des alten Liedes: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" zu singen, um damit den halben Stundenschlag zu verkünden, als der Wagen an der Seitenpforte vorfuhr.

Es war ein düsterer kalter Abend, der Wind pfiff und heulte über den Platz und durch den Säulengang vor dem nahen Lustgarten hin, er warf dem Leibkutscher auf dem königlichen Wagen ganze Massen des vom Himmel herniederflackernden Schnees in's Gesicht und hob den langen Kragen seines Mantels empor, ihm damit das Haupt umwickelnd, als wolle er ihn schützen vor den hartgefrornen Schneeflocken, die sein Gesicht wie mit Nadelspitzen peitschten.

Eben hatte der Leibkutscher Thomas sich mit Mühe den großen Mantelkragen wieder von seinem

Gesicht zurückgezogen und sich den prickelnden Schnee aus den Augen gerieben, als er die Seitenpforte sich öffnen hörte. Eine dunkle Gestalt trat hervor, stieg in den Wagen und warf den Schlag hinter sich zu.

Thomas hatte also sein gewohntes Signal empfangen, und obwohl er innerlich ein wenig verwundert war, daß der König heute eine Viertelstunde früher als sonst gekommen war, zog er die Zügel doch an, gab den Pferden einen leichten Peitschenschlag und der Wagen rollte von dannen, den gewohnten Weg nach Sanssouci dahin.

Der heulende Sturm übertönte das Rollen des Wagens, der wirbelnde Schnee schob sich wie eine Wolke um ihn her und machte ihn fast unsichtbar. Zudem war Niemand da, welcher ihn sehen konnte, denn kein menschliches Wesen erschien auf der Straße, Jedermann hatte sich vor dem Unwetter in die Häuser geflüchtet, und wenn hier und da irgend eine tiefverhüllte Gestalt vorüberhuschte, so war sie viel zü sehr mit sich selbst und dem Festhalten der flatternden Gewänder, dem Fortwischen des in die Augen getriebenen Schnees beschäftigt, um sich noch

um diesen Wagen zu bekümmern, der da die Schloßstraße entlang nach dem Thore hinrollte.

Der Platz vor dem Schloß war jetzt öde und leer. Mit langsamem, gleichmäßigem Schritt gingen die beiden Schildwachen vor dem Hauptportal auf und ab, zuweilen emporblickend zu den hellerleuchteten Fenstern der königlichen Wohnzimmer, dann die beiden trüben Laternen betrachtend, die auf dem Eisengeländer der Auffahrt standen und deren trübe Oellampen mit dem Sturm kämpften und jeden Moment im Erlöschen begriffen schienen.

Die Seitenpforte des Schlosses blieb dunkel und leer, aber dies dauerte nur kurze Zeit. Von der Gegend des Marktplatzes daher kam jetzt langsam und träge ein Wagen daher gefahren. Niemand hörte ihn rollen, Niemand bekümmerte sich um ihn. Er bewegte sich vorsichtig und geräuschlos vorwärts, und jetzt hielt er an der Seitenpforte des Schlosses an, genau an derselben Stelle, welche vorher der Wagen des Königs eingenommen hatte. Unbeweglich und steif, gleich dem würdigen Leibkutscher Thomas, saß der Kutscher auf dem Bock, und der Wind spielte mit seinem Mantelkragen und trieb ihm den

Schnee in's Gesicht, gerade wie er es dem Thomas gethan.

Ueber den Schloßplatz daher kam jetzt eine Patrouille gezogen, sie näherte sich den Schildwachen vor dem Schloßportal, die üblichen Commandoworte erschallten, die Wache ward abgelöst, und die befreiten, halb erfrorenen Schildwachen zogen ab, andern, minder glücklichen, Platz machend. Als sie an der Seite des Schlosses vorüberkamen, wo der Wagen hielt, sagte der Eine zum Andern: „Ah, wir sind um einige Minuten zu früh abgelöst. Es kann noch nicht ganz sieben Uhr sein, denn die Kutsche des Königs hält noch vor dem Thor."

Es war eine dunkle sternenlose Nacht. Niemand sah es, daß der Mann, der auf dem Kutschbock saß, lachte. —

Es war aber in der That noch nicht sieben Uhr, die Stunde der Abfahrt hatte noch nicht geschlagen. Der König befand sich noch in seinem Wohnzimmer und seine beiden alten Freunde, der General von Köckeritz und der Feldmarschall von Kalkreuth, waren bei ihm. Eben war eine Pause in ihrem Gespräch eingetreten, doch schien dasselbe sehr ernster Art gewesen zu sein, denn das Antlitz der beiden alten

Herren war sorgenvoll und befangen und der König ging mit düsterm Angesicht und finstern Mienen langsam auf und ab.

Köckeritz, sagte er dann nach einer Pause, indem er vor diesem seinem vertrautesten Freunde stehen blieb und ihn fest ansah, es ist also wirklich Ihr Ernst? Sie glauben an die Prophezeihungen der Somnambule?

Ich gestehe es zu, Majestät, ich glaube daran, sagte Köckeritz seufzend. Ihre Worte, ihre ganze Ausdrucksweise, jede ihrer Geberden trägt so sehr den Ausdruck der Wahrheit, daß ich es als einen Frevel an der Natur halten würde, wenn ich hier eine Betrügerei vermuthen wollte. Sie ist eine wirkliche, echte Somnambule; sie hat mir schon außerdem die wunderbarsten Dinge prophezeiht, und meine Gedanken, die ich Niemanden verrathen hatte, in ihrem wunderbaren Schlaf wie aus meiner Seele herausgelesen, so daß ich gar nicht an ihr zweifeln kann.

Und Sie, Herr Feldmarschall, Sie glauben auch an diese Somnambule? fragte der König.

Ich thue es mit Widerstreben, sehr gegen meinen Wunsch und Willen, aber ich bin gezwungen dazu, sagte der alte Feldmarschall achselzuckend.

Dieses Mädchen spricht mit einer solchen Kraft der Ueberzeugung, einer solchen Beredtsamkeit, einer solchen Innigkeit des Ausdrucks, daß man an sie glauben muß. Ew. Majestät wissen, daß ich stets zu Denen gehört habe, welche das Bündniß Preußens mit Frankreich für das einzige Heil, die einzige Rettung erachtet haben, daß ich die tiefste Bewunderung für den Geist, den Charakter und das Feldherrntalent des Kaisers Napoleon empfinde, ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich Preußen für verloren halte, wenn Ew. Majestät sich von Napoleon abwenden und die dargebotene Hand Rußlands annehmen. Dennoch hat dies Mädchen vermocht, mich mißtrauisch und ängstlich zu machen. Sie ruft mit einem so angstvollen Ton, einer so tiefen Geberde des Schreckens: „Rettet den König! Der König ist in Gefahr! Fort, fort aus Berlin, fort aus Potsdam! Rettet den König!", daß ich jedes Mal einen Schauder meine Glieder durchrieseln fühlte und es mir schien, als sähe ich schon die Hand, welche sich drohend nach dem geheiligten Haupt Ew. Majestät ausstreckte. Gewiß glaube ich nicht, daß der Kaiser Napoleon in irgend einer Beziehung zu dieser Gefahr stehen könnte, aber irgend

ein dienstfertiger Beamter, irgend ein abenteuernder General könnte auf seine eigene Hand ein Wagestück unternehmen, weil er sich einbilden möchte, seinem Kaiser dadurch gefällig zu sein und seine geheimsten Wünsche errathen zu haben!

Und was glauben Sie denn eigentlich? fragte der König verdrießlich. Reden Sie, Köckeritz, was für eine Gefahr soll mich bedrohen?

Das weiß ich nicht, Majestät, sagte Köckeritz fast schüchtern, aber es ist eine Gefahr vorhanden, und ich möchte Ew. Majestät beschwören, Ihre Residenz auf einige Zeit anderswohin zu verlegen, an einen Ort, wo Sie sicherer sind, wo keine abenteuernden Banden umherschweifen, wie wir sie hier noch vor einigen Tagen zu unserm Leidwesen haben sehen müssen! Ew. Majestät sollten nach Breslau gehen!

Ach, rief der König heftig, es ist also Hardenberg gelungen, Sie für seine Ansichten zu gewinnen? Sie sind jetzt plötzlich auch der Meinung, daß ich mich nach Breslau begeben sollte?

Majestät, ich schwöre Ihnen, daß Herr von Hardenberg es gar nicht einmal versucht hat, mich für seine Ansichten zu gewinnen, und daß ihm dies auch sicherlich nicht gelungen wäre. Ich habe auch gar keine

politischen Beweggründe, wenn ich Ew. Majestät jetzt beschwöre, nach Breslau zu gehen, sondern ich denke dabei nur an Ew. Majestät persönliche Sicherheit. Diese Grénier'schen Truppen beunruhigen mich, ihr abenteuerlicher Zug nach Potsdam hatte etwas Schreckenerregendes, und wenn ich dies mit den Prophezeihungen der Somnambule zusammenhalte, so erfaßt eine tödtliche Angst um die Sicherheit Ew. Majestät mein Herz, und ich möchte Sie fußfällig beschwören, Potsdam zu verlassen und nach Breslau zu gehen!

Mir geht es ebenso, Majestät, sagte Feldmarschall Kalkreuth seufzend, ich, der ich auf dem Schlachtfeld und inmitten des Kugelregens niemals die Furcht kennen gelernt habe, ich fürchte mich jetzt vor einer Gefahr, der ich nicht einmal einen Namen zu geben weiß.

Und dieser Ihrer unbestimmten Furcht zu Gefallen soll ich jetzt einen Schritt thun, der den Frieden meines Landes und meiner Krone gefährden kann? rief der König mit ungewohnter Heftigkeit. Denn, täuschen Sie sich darüber nicht, wenn ich jetzt nach Breslau gehe, so wird Napoleon, der mir beständig mißtrauet, und der sehr wohl weiß, daß mein

Bündniß mit ihm sehr gegen meine Neigung und gegen meine persönlichen Wünsche verstößt, so wird er dies für einen offenen Bruch erachten, und er wird meinen, ich sei zu seinem Feinde, zu Rußland übergegangen. Aber schlimmer noch, auch mein Land, mein Volk wird das glauben. Jedermann wird vermuthen, daß ich, obwohl ich öffentlich York's Abfall als ein Verbrechen gebrandmarkt und ihn entsetzt habe, doch im Geheimen mit ihm im Einverständniß bin, und daß meine Reise nach Breslau nur eine Fortsetzung von dem Plan York's ist. Jedermann wird glauben, daß ein Wechsel in unserer Politik geschehen, daß das Bündniß mit Frankreich gelöst sei. Dieses Bündniß war bei'm Volk wenig beliebt, und wenn man sich jetzt desselben erledigt glaubt, so können die heftigsten und aufgeregtesten Scenen und Demonstrationen die Folge davon sein. Eine Empörung gegen die Franzosen bricht los, sobald ich durch irgend eine Handlung das Zeichen dazu zu geben scheine.

Ja, das ist wahr, rief Kalkreuth, Ew. Majestät haben Recht, es wäre vielleicht doch zu gefährlich wenn Sie plötzlich Ihre bisherigen Residenzen verließen. Man könnte das für einen Bruch mit

Frankreich erachten, und wir sind leider nicht in der Lage, einen solchen wagen zu dürfen. Frankreich ist der natürliche Verbündete Preußens, das sagte schon der große Friedrich, und das ist auch die Ansicht Napoleons. Aenderten Ew. Majestät jetzt Ihr System, so würden Sie Ihre Lage freilich nur verschlimmern, und dem Kaiser Napoleon das Recht geben, Ew. Majestät als seinen Feind zu behandeln. Es giebt freilich Thoren, welche glauben, Frankreich sei zu Boden geworfen, und könne sich nicht wieder erheben, aber man wird sehen, daß es in kurzer Zeit ein Heer von dreimalhunderttausend Mann, ebenso glänzend als das erste, aufstellen wird!

Ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte der König gedankenvoll, die Hülfsquellen Frankreichs scheinen unerschöpflich, und —

Eben ward die Thür des Kabinets leise geöffnet, und der Kämmerer Timm trat ein.

Se. Excellenz, der Herr Staatskanzler von Hardenberg, sagte er mit lauter Stimme, und in demselben Augenblick schon erschien Hardenberg auf der Schwelle des königlichen Gemachs.

Verzeihung, Majestät, sagte er, sich rasch dem König nähernd, Verzeihung, daß ich von der mir

verliehenen Erlaubniß Gebrauch mache, und ohne ceremonielle Anmeldung sofort zu Ew. Majestät eintrete. Aber dringende Umstände mögen mich entschuldigen.

In Berlin etwas vorgefallen? fragte der König hastig.

Nein, Majestät, Berlin ist, wenigstens für den Augenblick noch, vollkommen ruhig, sagte Hardenberg, jedes Wort betonend. Aber leicht hätte es kommen können, daß es in Berlin und in Potsdam Scenen der höchsten Aufregung und Empörung gegeben hätte, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit hier angelangt wäre.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der König.

Ich will damit sagen, erwiederte Hardenberg langsam und feierlich, ich will damit sagen, daß Ew. Majestät in diesem Augenblick von der Gefahr bedroht sind, von den Franzosen verhaftet und entführt zu werden.

Der König stutzte, und eine flüchtige Röthe zog über sein Antlitz hin; Köckeritz und Kalkreuth sahen einander mit Blicken voll Schrecken und Entsetzen an.

Sie sind also auch bei der Somnambule gewesen? fragte der König nach einer Pause fast unwillig.

Haben sich auch von ihren kassandrischen Prophezeihungen bethören lassen?

Nein, Majestät, ich glaube keinen Prophezeihungen, sondern nur der Wahrheit und Wirklichkeit. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, mich einen Augenblick anzuhören?

Sprechen Sie, Herr Staatskanzler.

Ich muß also Ew. Majestät gestehen, daß ich, dem Beispiel der Herren Franzosen folgend, meine Spione und Aufpasser so gut im Gesandtschaftsgebäude des Grafen St. Marsan, und im Hôtel des General-Gouverneurs der Marken, des Marschalls Augereau, habe, als diese ihre Spione im Schloß Eurer Majestät, in meinem Hause, und überall sonst haben. Ich bezahle meine Spione gut, und sie bedienen mich daher gut. Vor drei Stunden nun bekam ich von dem ersten und zuverlässigsten meiner Spione eine Botschaft, und diese schien mir so wichtig, daß ich sogleich hierher geeilt bin, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und das Unheil, welches Ew. Majestät bedroht, wo möglich noch zu verhindern.

Und was ist das für ein Unheil?

Ich sagte es Ew. Majestät schon, Sie waren

und sind bedroht von der Gefahr, von den Franzosen entführt zu werden. Wollen Ew. Majestät mir erlauben, Ihnen vorzulesen, was mein Spion, der, wie gesagt, ein sehr zuverlässiger Mann ist, mir darüber schreibt?

Lesen Sie! rief der König.

Hardenberg verneigte sich, und ein Papier aus seinem Portefeuille nehmend, las er: „Man will sich heute Abend der Person des Königs bemächtigen. Ein Eilbote ist nach den Truppen von der Grénier'schen Division, welche seit gestern unweit von Potsdam lagern, abgegangen; er bringt ihnen den Befehl, bis vor die Stadt zu marschiren, und dort auf einem genau bezeichneten Punkt die Ankunft einer Kutsche zu erwarten. Diese Kutsche sollen die Truppen dann umringen, und in vollem Galopp mit ihr den Weg nach Brandenburg einschlagen. In dieser Kutsche wird sich der König befinden. Man wird sich seiner auf eine sehr einfache und geräuschlose Weise bemächtigen. Man weiß von den Kundschaftern, daß der König jeden Abend um sieben Uhr nach Sanssouci hinausfährt, und man hat sich die kleinsten Umstände, mit denen es geschieht, genau gemerkt. Eine Person wird daher sich in der Dunkel-

heit neben der Thür, durch welche der König das Schloß verläßt, verborgen halten. Sie wird kurz vor sieben Uhr sich dem Wagen nähern, denselben besteigen, und wie der König dies thut, die Thür geräuschvoll zuschlagen. Der Kutscher wird dies für das bekannte Signal halten, und abfahren. Sobald er draußen außerhalb des Thores die einsame Allee, die nach Sanssouci führt, erreicht hat, wird die in dem Wagen befindliche Person die vordern Fenster der Kutsche öffnen, dem Kutscher eine Kapuze über den Kopf werfen, und ihn dadurch blind machen und am Schreien verhindern. Zu gleicher Zeit werden zwei hinter den Bäumen verborgene Vertraute hervorspringen, die Pferde anhalten, sich alsdann des Kutschers bemächtigen, ihn vom Bock ziehen, ihm die Arme und Füße zusammenbinden, und ihn dann in die Kutsche setzen. Die Pferde wird man halb abgeschirrt haben, so daß weder diese, noch der Kutscher sich von der Stelle bewegen können. Während dies auf der Straße nach Sanssouci geschieht, wird ein anderer Wagen die Stelle des vorigen einnehmen, und an der Seitenpforte halten, um den König zu erwarten. Sobald Se. Majestät den Wagen bestiegen haben, fährt er ab, nimmt

anfangs den Weg nach Sanssouci, lenkt aber gleich außerhalb des Thores links ab, und fährt in raschem Trabe einige Zeit auf der neben dem Garten hinlaufenden kleinen Straße dahin. Dort in einiger Entfernung von der Stadt erwarten ihn die Chasseurs von der Grénier'schen Division, und werden ihn weiter transportiren. Der Wagen ist so eingerichtet, daß er sich von innen nicht öffnen läßt. Wenn der König ihn also einmal bestiegen hat, ist er ein Gefangener in demselben."

Und Sie glauben an die Zuverlässigkeit dieser Aussagen? fragte der König, als Hardenberg schwieg.

Ich bin davon überzeugt, Majestät. Die Aussagen meines Kundschafters haben sich bis jetzt noch immer als richtig erwiesen.

Der König sah nach der Uhr. Es ist bereits ein Viertel nach sieben Uhr, sagte er. Demzufolge wäre es nicht mehr mein Wagen, der mich unten am Schloßthor erwartete, sondern jener andere?

Ja, Majestät!

Die Somnambule hat also doch Recht gehabt, murmelte Herr von Köckeritz.

Wenn ich also jetzt meinen Wagen besteige, so

meinen Sie, Herr Staatskanzler, daß man mich in demselben entführen würde?

Mein Kundschafter berichtet es so, und ich habe auch sonst Anzeichen, welche seine Angaben bestätigen. Wenigstens ist es ganz richtig, daß die Grénierschen Chasseurs sich wieder in der unmittelbaren Umgebung von Potsdam befinden. Ich gestehe Eurer Majestät, daß ich, bei der Dringlichkeit der Gefahr, mir erlaubt habe, ohne besondere Einwilligung Eurer Majestät schon die nöthigsten und dringendsten Schritte zu thun, und daß ich mich deshalb mit den Befehlshabern der Garnison von Potsdam in Einvernehmen gesetzt habe. Diese Herren fühlten gleich mir die Nothwendigkeit, augenblicklich zu handeln. Reitende Boten und Kundschafter sind nach allen Seiten von ihnen ausgesandt, und haben die Nachricht gebracht, daß die viertausend Mann, welche vor zwei Tagen in Potsdam mit Gewalt Quartier nehmen wollten, schon wieder im Sturmschritt im Anmarsch sind. Auch hält bereits ein Trupp von vielleicht fünfzig Chasseurs hinter dem hohen Zaun des letzten Gartens auf jener, in dem Schreiben meines Kundschafters angegebenen Straße, und scheint dort die Kutsche zu erwarten. Ew. Majestät werden alle

meine Angaben bestätigt finden, wenn Sie die Gnade haben, sich von dem Ordonnanz-Officier, welcher mit mir gekommen ist und der die Expedition leitete, Rapport abstatten zu lassen. Die Befehlshaber der Garnison fanden aber alle Indicien so dringend, und die Gefahr so augenscheinlich, daß sie in diesem Augenblick alle Truppen ausmarschiren, unter's Gewehr treten und hier in aller Stille im Lustgarten aufmarschiren lassen. *)

Ohne meine Befehle einzuholen? fragte der König rasch.

Majestät, die dringende Gefahr entschuldigt diese Voreiligkeit. Ich habe mich anheischig gemacht, die nachträgliche Erlaubniß Eurer Majestät zu erbitten.

Die Truppen sollen in ihre Quartiere entlassen werden, sagte der König nach einigem Sinnen.

Mein Gott, rief Herr von Köckeritz angstvoll, das wollen Ew. Majestät thun? Wollen sich der Gefahr —

Still! unterbrach ihn der König streng, indem er die Klingel nahm und schellte.

---

*) Historisch. Siehe: Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höheren Officier der preußischen Armee. I. S. 84—86.

Der Kämmerer trat ein. Der Ordonnanzofficier, welcher im Vorzimmer steht, soll eintreten, befahl der König.

Eine Minute später trat der Gerufene ein und stellte sich in militairischer Haltung neben der Thür auf.

Haben heute Abend recognoscirt? fragte der König.

Zu Befehl, Majestät. Ein Truppencorps der Grénier'schen Division ist im starken Anzug; fünfzig Chasseurs lagern auf der Gartenstraße hinter der letzten Bretterwand.

Zum commandirenden General zurückkehren! befahl der König. Die Truppen sollen sogleich aus dem Lustgarten abmarschiren, und in ihre Quartiere zurückkehren. Die ganze Affaire soll geheim bleiben, alles Aufsehen vermieden werden. Gehen Sie!

Der Officier machte seinen militairischen Gruß, und wandte sich dann der Thür zu, aber indem er sie öffnete, schaute er noch einmal zurück, und sein Auge heftete sich einen Moment mit fragendem Ausdruck auf das Antlitz des Staatskanzlers.

Dieser nickte leise und unmerklich mit dem Kopf.

Der Officier ging hinaus und schloß die Thür hinter sich. *)

Will nicht, daß diese Affaire publique werde, sagte der König, müßte sonst sofort und entschieden mit Frankreich brechen, und die Umstände verbieten es mir.

Aber Ew. Majestät setzen sich jetzt der Gefahr aus, in die Gewalt der Franzosen zu fallen, rief Herr von Köckeritz angstvoll. Wenn das Grénier'sche Truppencorps jetzt in Potsdam einrückt, so wird es gar keinen Widerstand finden, da Ew. Majestät die Truppen haben abmarschiren lassen.

Die französischen Truppen werden nicht einmarschiren, wenn sie sehen, daß ihr Plan mißlungen ist, und daß ich nicht mit der Kutsche bei den Chasseurs anlange, sagte der König.

---

*) Der König befahl, als er von der Zusammenziehung der Truppen Kunde erhielt, dieselben in ihre Quartiere zu entlassen; aber die Besorgniß war noch so groß, daß die Befehlshaber der Truppen es wagten, dem königlichen Befehl nur zum Schein zu genügen. Sie ließen die Truppen aus dem Lustgarten nach einem andern Platz abmarschiren, und behielten sie dort die ganze Nacht und noch einen Theil des Tages beisammen. Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höheren Officier. I. S. 86.

Zudem, rief der Feldmarschall Kalkreuth unwillig, zudem bleibt es noch immer die Frage, ob diese ganze Intrigue nicht blos eine erfundene ist. Der Herr Staatskanzler haben selbst gesagt, daß Sie Ihre Spione gut bezahlen. Vielleicht hat irgend ein Schlaukopf sich nur diese Geschichte ersonnen, um der Großmuth des Herrn Staatskanzlers eine beträchtliche Summe zu entlocken. Er konnte sich denken, daß der König, nachdem er gewarnt worden, diesen Abend nicht hinaus fahren würde nach Sanssouci, und daß damit die ganze Affaire im Dunkel dieses Abends begraben werde.

Und trauen Ew. Excellenz meinem Kundschafter auch zu, daß er viertausend Mann nach Potsdam marschiren läßt, um seine Intrigue zu fördern, fragte Hardenberg lächelnd. Glauben Sie, daß er die Chasseurs hincommandiren kann, wo es ihm beliebt?

Ich kann nicht an diesen Plan glauben, er wäre zu verwegen, rief Graf Kalkreuth. Ich bitte Ew. Majestät um eine Gnade! Wenn Alles sich so verhält, wie es in jenem Bericht angegeben, so müßte jetzt der Wagen der Entführer hier unten vor dem Schloß halten, und Ew. Majestät erwarten. Gestatten Ew. Majestät mir, daß ich, statt Ihrer,

hinuntergehe und den Wagen besteige. Ich will doch sehen, wohin man mich führen wird.

Nein, sagte der König, nein! Will kein Aufsehn, will keinen offenen Bruch mit Frankreich. Die rechte Stunde ist noch nicht gekommen!

Oh, flüsterte Hardenberg schmerzlich und traurig in sich hinein, diese rechte Stunde wird jetzt niemals kommen. Meine Hoffnungen sind zu Ende!

Der König ging schweigend und sinnend, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male auf und ab. In angstvoller Erwartung und Spannung folgten die Herren von Kalkreuth und Köckeritz jeder seiner Bewegungen. Hardenberg stand gesenkten Blickes da, und eine tiefe Trauer sprach aus seinen edlen Zügen.

Meine Herren, sagte der König auf einmal, kommen Sie mit mir! Wir wollen hinunter gehen zu meinem Wagen!

Ew. Majestät wollen ihn doch nicht besteigen? rief Köckeritz entsetzt.

Kommen Sie nur! rief der König fast lächelnd. Kommen Sie!

Die feste, entschiedene Weise des Königs duldete keinen Widerstand. Schweigend folgten ihm daher

die drei Herren aus dem Kabinet, und gingen mit durch den Vorsaal, und über den erleuchteten Corridor zu der kleinen Nebentreppe, welche unmittelbar zu der Seitenpforte des Schlosses führte.

Lautloses Schweigen herrschte hier überall, keiner der Lakaien begegnete ihnen auf dem ganzen Wege, nur eine einzige Schildwacht stand oben am Ende des Corridors.

Der König schritt rasch, den Uebrigen voran, die Treppe hinunter, und über den kleinen Vorplatz nach der Thür hin. Mit einem hastigen Ruck öffnete er diese. Der Sturm zog mit heulendem Ungestüm durch die Oeffnung herein, und warf eine Masse wirbelnden Schnee's den Herren in's Angesicht. Die beiden Laternen, welche außerhalb vor der Thür standen, waren von der Gewalt des Windes ausgeblasen worden und eine tiefe Dunkelheit herrschte jetzt da draußen.

Still jetzt, flüsterte der König. Treten Sie leise hinaus, und stellen Sie sich hier an die Wand. Niemand wird Sie sehen. Warten Sie jetzt!

Er trat rasch zu dem Wagen hin, dessen dunkle Umrisse jetzt erst das an die Finsterniß gewöhnte Auge zu erkennen vermochte.

Tastend suchte der König nach dem Handgriff der Wagenthür. Jetzt hatte er sie erfaßt und öffnete sie.

Nun ein Moment athemloser, schweigender Erwartung für die drei Herren, welche da, dicht an die Wand gedrückt, mit weitgeöffneten Augen sich bemühten, die Dunkelheit zu durchdringen, um zu sehen, was geschehen sollte.

Jetzt mit einem raschen kräftigen Ruck warf der König die Wagenthür zu, und mit einem einzigen Satz sprang er zurück. Im selben Moment schlug der Kutscher auf die Pferde ein, und im raschen Lauf rollte der Wagen von dannen.

Kommen Sie nun wieder herein! sagte der König vollkommen gelassen. Es ist ein stürmischer Abend, kommen Sie!

Er trat wieder in das Schloß, und die Herren folgten ihm. Jetzt, sagte der König lächelnd, indem er auf dem innern Flur stehen blieb, jetzt wird der Kutscher, in gutem Glauben, daß ich darin sitze, mit seinem Wagen den vorgezeichneten Weg einschlagen, die Herrn Chasseurs werden ihn in ihre Mitte nehmen, und mit ihm weiter jagen. Mögen die Herren, welche diese elende Intrigue ersannen, sich dann zu

ihrer Beschämung überzeugen, daß sie mißlungen ist. Sie werden es nicht wagen, sich darüber zu beschweren, und die ganze Affaire wird in Schweigen begraben sein!

Aber, wenn es nun doch der wirkliche Wagen Eurer Majestät gewesen wäre? fragte Kalkreuth. Die Finsterniß war ja so groß, daß man den Wagen nicht erkennen konnte.

Aber sie verhinderte mich nicht zu fühlen, sagte der König, und meine Hände haben mir dies Mal statt der Augen gedient. Ich fühlte, daß es ein anderer Wagen war, als mein gewohnter. Der Handgriff der Thür saß tiefer und war um Vieles größer. Jetzt aber möchte ich doch ein wenig Nachricht haben über meinen guten alten Kutscher Thomas, und wissen, was aus meinem Wagen geworden ist.

Wenn Ew. Majestät erlauben, begebe ich mich an Ort und Stelle, und sehe zu, ob wirklich der Wagen dort hält, rief Kalkreuth rasch.

Ich wollte Sie eben darum bitten, Herr Feldmarschall, sagte der König. Ihre Equipage steht bereit, nicht wahr?

Zu Befehl, Majestät, sie steht bereit.

So wollen wir befehlen, daß sie vorfahre, sagte der König, indem er die Treppe hinaufschritt. Im Vorsaal angelangt, gab der König dem dort harrenden Lakai selbst den Befehl, den Wagen des Feldmarschalls vorfahren zu lassen.

Wenn Ew. Majestät erlauben, begleite ich den Herrn Feldmarschall, bat der General von Köckeritz.

Und auch ich bitte um diese Gunst, sagte der Staatskanzler rasch.

Begleiten Sie den Feldmarschall, Herr General, sagte der König, sich an Köckeritz wendend. Nehmen Sie keine Diener weiter mit. Nur mein Kämmerer Timm soll Sie begleiten, denn Sie möchten für meinen armen Thomas der Hülfe bedürfen. Mein Kämmerer ist verschwiegen und treu. Ich bitte Sie, am Eingang der Allee Ihren Wagen halten zu lassen, und zu Fuß weiter zu gehen. Wenn Sie Alles so finden, wie es behauptet wird, so soll Timm mit dem Wagen nach Sanssouci hinauf fahren, damit mein guter Leibkutscher bald zur Ruhe komme, und sich von seinem Schrecken erhole. Man wird ihm aber meinen strengen Befehl mitzutheilen haben, über sein Abenteuer ein unverbrüchliches

Stillschweigen walten zu lassen, und Niemanden von demselben zu erzählen. Sie, meine Herren, haben dann zu mir zurückzukehren und mir Bericht abzustatten. Folgen Sie mir jetzt in mein Kabinet, Herr Staatskanzler!

IX.

Der heimkehrende Courier.

In seinem Kabinet angelangt, ging der König, anscheinend ohne auf den Staatskanzler zu achten, mit langsamen Schritten auf und ab. Hardenberg, in schweigender Geduld die Anrede des Königs erwartend, zog sich leise in die Fensternische zurück, und halb das Antlitz dem Fenster zugewandt, horchte er hinaus auf die Straße, von welcher man so eben das dumpfe Rollen eines sich entfernenden Wagens vernahm.

Da fahren sie hin, die Kundschafter, welche der König ausgesandt, sagte Hardenberg zu sich selber. Sie werden ohne Zweifel Alles so finden, wie es in jenem Bericht angegeben worden, und doch wird Alles vergeblich sein. Der König wird sich dennoch nicht aufraffen zu einem festen Entschluß, und dar=

über werden wir Alle, und wird Preußen rettungslos zu Grunde gehen.

Während er seinen trüben Betrachtungen sich überließ und traurig hinausschaute in die dunkle, stürmische Nacht, hatte er nicht bemerkt, daß der König am andern Ende des Zimmers stehen geblieben war und, die Arme ineinander geschlagen, mit festen prüfenden Blicken zu dem Staatskanzler hinüberschauete. Jetzt ging er langsamen Schrittes und aufrechten Hauptes durch das Gemach hin und blieb dicht vor Hardenberg stehen.

Herr Staatskanzler, sagte Friedrich Wilhelm mit ungewöhnlich mildem und sanftem Ton, Herr Staatskanzler, Sie sind traurig und unzufrieden, nicht wahr? Sie sind schier verzagt in Ihrem Herzen, und es scheint Ihnen, daß der König von Preußen, den die Franzosen auf's Neue so tief beleidigt und gekränkt, daß der König von Preußen, den Napoleon jetzt sogar mit Gefangenschaft bedroht, endlich sein Herz im Zorn sich aufbäumen und seine Geduld müßte schwinden fühlen. Es scheint Ihnen, daß er von so vielen Kränkungen, Beleidigungen und Perfidieen aufgestachelt aus seiner hinwartenden Ruhe, endlich empor springen und rufen müßte:

„Lieber sterben, als diese Schmach länger ertragen! Lieber zu Grunde gehen, als diese Demüthigungen und Beleidigungen noch länger mit schweigender Resignation hinnehmen!" Sie haben Recht, wäre ich so glücklich, gleich Euch Andern, nur der Mann zu sein, der blos seine eigene Ehre, seine eigene Existenz zu vertreten hätte, so würde es mir erlaubt sein, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Aber ich bin der König, und zumal der König eines unglücklichen, zerfleischten Landes! Ich muß mich selber vergessen, und mich nur erinnern, daß ich heilige Pflichten habe gegen mein Volk, und daß ich, was meine eigene Person anbetrifft, jetzt noch keinen andern Muth besitzen darf, als den Muth der Resignation. Ich darf nicht die Existenz meines Landes, das Wohl meines Volkes auf's Spiel setzen, um mir persönlich Genugthuung zu schaffen. Ehe ich des glücklichen Gelingens nicht sicher bin, darf ich Frankreich nicht den Fehdehandschuh hinwerfen, denn das Mißlingen wäre nicht blos **mein** Unglück, sondern das Verderben meines Volkes. Ich warte also, Herr Staatskanzler, ich warte auf eine glückliche Stunde, aber ich glaube, daß zu diesem Warten meinerseits mehr Standhaftigkeit und mehr Muth

gehört, als wenn ich, so wie Sie es wünschen, schon jetzt offen und freimüthig mit Frankreich bräche, und von einem günstigen Glückszufall die Entscheidung meines Geschickes abhängig machte. Meiner innersten Ueberzeugung nach darf ich das nicht, sondern nur mit der größten Besonnenheit und Ueberlegung muß jeder Schritt vorwärts gethan werden, denn —

Nun, was giebt es? fragte der König, sich dem Kammerherrn zuwendend, der eben die Thür geöffnet hatte und eingetreten war.

Ew. Majestät verzeihen, daß ich störe, sagte der Kammerherr mit ehrerbietiger Miene. Aber der Herr, welcher so eben im Vorzimmer erschienen, versichert, daß seine Meldung von Wichtigkeit ist, und nicht den geringsten Aufschub erleiden darf.

Und wer ist der Herr?

Majestät, es ist der Major von Natzmer, welchen Ew. Majestät als Courier nach Preußen gesendet hatten.

Natzmer? rief der König freudig. Er soll sogleich eintreten! Ach, Herr Staatskanzler, wir werden also jetzt erfahren, wie es in meiner Provinz Preußen aussieht, und wie meine Truppen York's Entfernung vom Commando aufgenommen haben.

Möge Herr von Natzmer Ew. Majestät gute und erfreuliche Nachrichten bringen, sagte Hardenberg mit vollkommener äußerer Ruhe, während sein Herz hoch klopfte vor Ungeduld, und er in athemloser Spannung dem Erscheinen des Majors von Natzmer entgegensah.

Jetzt trat dieser in die Thür, und während er vor dem König seine militairische Begrüßung machte, haftete das Auge Hardenberg's mit angstvollem, fragendem Ausdruck auf dem Antlitz des Majors.

Einen kurzen, flüchtigen Moment begegneten sich jetzt die Blicke der Beiden. In den Augen Hardenberg's lag eine Frage; Natzmer beantwortete sie mit einem leisen Winken der Augenlider, und einem leisen, unmerklichen Lächeln.

Rapportiren Sie mir zuerst kurz und bündig, sagte der König rasch. Antworten Sie mir auf alle meine Fragen möglichst kurz und gedrungen. Nachher können wir Alles ausführlicher besprechen. Also, Sie waren bei Murat und Macdonald?

Zu Befehl, Majestät! Ich traf den König von Neapel in Elbing, und hatte die Ehre, ihm das Schreiben Eurer Majestät zu übergeben. Er empfing mich sehr freundlich, und war voll Freude über die

Versicherung von den fortwährenden freundschaftlichen Gesinnungen Eurer Majestät. Weniger freundlich und entgegenkommend war der Marschall Macdonald, den ich alsdann in seinem Hauptquartier aufsuchte. Er war noch immer sehr gereizt über die That des Generals York, die er unumwunden die That eines Verräthers nannte; doch fühlte er sich versöhnt, als ich ihm meldete, daß ich die Absetzungsordre für York bei mir führe, und im Begriff sei, dieselbe hinüber zu tragen in das Heerlager der Russen und Preußen.

Er machte Ihnen also keine Schwierigkeiten, sondern ließ Sie ungehindert in das russische Lager übergehen?

Ja, Majestät. Während Macdonald weiter marschirte, suchte ich mir die russischen Vorposten auf, und gelangte von dort, durch einen dazu vom General Tschoplitz commandirten Officier geführt, nach Heilsberg, zum commandirenden General, Grafen von Witgenstein.

Was wollten Sie beim General von Witgenstein?

Ich wollte ihn gemäß dem von Ew. Majestät

erhaltenen Befehl zuerst um die Erlaubniß bitten, mich durch das Lager zum General von York begeben zu dürfen, und dann ferner wollte ich ihn bitten, mir den jetzigen Aufenthaltsort des Kaisers anzugeben, damit ich mich zu ihm begeben könne.

Graf Witgenstein gab Ihnen natürlich sofort die Erlaubniß, sich zu York zu begeben, nicht wahr?

Nein, Majestät, er verweigerte sie mir.

Wie denn, er verweigerte sie Ihnen? Welchen Grund konnte er dafür anführen? Sagten Sie ihm denn, was Sie bei dem General wollten?

Ew. Majestät hatten mir befohlen, es Jedermann zu sagen, mit welchen Aufträgen ich zum General York mich begebe, und welche schwere Strafe Ew. Majestät über York verhängt hätten. Ich war also berechtigt und verpflichtet, dem Grafen Witgenstein den Zweck meiner Sendung mitzutheilen.

Und er wagte es, sich Ihrer Sendung zu widersetzen?

Ja, Majestät. Er erklärte, daß ich durchaus nicht die Erlaubniß erhalten würde, zu York zu gehen, und daß, so lange er lebe, Niemand dem General York eine Depesche überbringen werde, die

den edelmüthigsten, hochherzigsten und tapfersten General der preußischen Armee von seinem Amt entfernen sollte.

Er ließ Sie also in der That nicht zu York gehen?

Nein, Majestät, er erklärte mich zu seinem Gefangenen, und ich durfte ihn nicht verlassen.

So daß also in diesem Augenblick der General von York noch immer am Commando ist, und den Oberbefehl nicht an Kleist abgetreten hat?

Wie Ew. Majestät sagen, so daß York noch immer am Commando ist.

Und das Absetzungsdecret gar nicht erhalten hat?

Ich habe es ihm nicht übergeben können, und Ew. Majestät hatten befohlen, es nur in York's eigene Hände zu übergeben. Ich war aber, wie gesagt, in einer Art Gefangenschaft beim Grafen Witgenstein. Er fragte mich, ob ich noch andere Aufträge von Ew. Majestät erhalten, und als er erfuhr, daß ich Sr. Majestät dem Kaiser ein Schreiben zu überbringen habe, ließ er sofort einen Schlitten vorfahren, beorderte einen Officier, mich zu

begleiten, und wir fuhren ab, um uns zum Kaiser zu begeben.*)

Davon nachher, sagte der König rasch. Sagen Sie mir erst, ob Sie keine weiteren Nachrichten von meinem Armeecorps erhalten haben. General von York ist also noch immer am Commando?

Ja, Majestät.

Aber wenn er auch Ihre Depeschen nicht erhalten hat, so muß er doch aus den Zeitungen die Nachrichten ersehen haben. Denn die Berliner Zeitungen enthielten ja einen Abdruck des Absetzungsdecrets, und er kann York nicht entgangen sein.

Er hat allerdings, wie ich auf meiner Rückkehr vom russischen Kaiser vom Grafen Witgenstein erfuhr, durch die Zeitungen und Gerüchte erfahren, welche schwere Strafe Ew. Majestät über ihn verhängt haben, und wie Sie ihn und seine That desavouiren. Demgemäß hat er den General von Kleist aufgefordert, das Commando zu übernehmen. Aber Kleist hat sich dessen geweigert, weil er dazu nicht die unmittelbare Ordre Eurer Majestät erhalten habe, und weil nicht Zeitungsartikel und Gerüchte,

---

*) Droysen: Leben York's. II. S. 38.

sondern nur der ausdrückliche und persönlich an ihn gelangende Befehl Eurer Majestät seine Handlungen bestimmen, und ihn zur Uebernahme des Commando's veranlassen dürften.

Darin hat der General von Kleist vollkommen Recht, sagte der König. So lange York das Absetzungsdecret nicht in Händen hatte, war und blieb er commandirender General.

Dann, Majestät, ist er es noch, rief Natzmer, denn hier bringe ich Ew. Majestät die Depeschen an die Generäle von York und Kleist zurück. Da ich sie nicht habe übergeben können, lege ich sie wieder zu den Füßen Eurer Majestät nieder.

Der König nahm die dargereichten beiden Depeschen, und betrachtete sie einen Moment mit sinnenden Blicken, dann auf einmal wandte er hastig seine Augen zu Hardenberg hin, und er sah, daß dessen Antlitz strahlte vor innerer Befriedigung.

Freuen Sie sich, daß man meine Befehle nicht ausgeführt hat, Herr Staatskanzler? fragte der König mit einem unmerklichen Lächeln.

Ja, Majestät, sagte Hardenberg mit voller bewegter Stimme, ja, ich freue mich, denn jetzt scheint es mir, als ginge die Nacht zu Ende, und ein neuer

Morgen wolle für Preußen tagen. York hat den ersten Schritt dazu gethan, und Ew. Majestät werden jetzt wohl den zweiten thun müssen. Denn da York seines Commando's nicht entsetzt worden, werden es die Herren Franzosen nicht mehr glauben, daß Ew. Majestät die That Ihres tapferen Generals desavouiren, und Ihr Volk und ganz Deutschland wird Muth fassen, denn es wird sehen, daß die Zeit der Schmach vorüber ist, und daß ein deutscher König es endlich wagt, dem französischen Tyrannen sich zu widersetzen.

Nun, wir werden ja sehen, sagte der König sinnend. Jetzt, Herr Major von Natzmer, statten Sie mir Bericht ab über Ihre Sendung an Se. Majestät den Kaiser Alexander. Ich sagte Ihnen, daß diese Sendung ein Staatsgeheimniß sei. Haben Sie dasselbe bewahrt?

Ich habe es bewahrt, Majestät.

Nun denn berichten Sie jetzt!

Ew. Majestät erlauben mir, daß ich mich entferne, sagte der Staatskanzler, sich der Thür nähernd. Da Ew. Majestät den Major von Natzmer mit einer *geheimen* Sendung betrauten, so —

Nicht doch, Excellenz, ich bitte Sie zu bleiben,

rief der König rasch. Ich wünsche, daß Sie erfahren, was ich dem Kaiser sagen, und was er mir antworten ließ! Also zur Sache! Beantworten Sie meine Fragen: haben Sie meinen Auftrag ausgeführt? Haben Sie das, was ich keinem Papier und keiner Feder anzuvertrauen wagte, haben Sie das dem Kaiser mündlich von mir gemeldet? Haben Sie dem Kaiser gesagt, daß ich ihm ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen anbiete, wenn Alexander sich verpflichte, den Krieg gegen Napoleon mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen, und ohne Aufenthalt die Weichsel und Oder zu überschreiten.*) Haben Sie Alexander in meinem Namen dieses Erbieten gemacht?

Ich habe es gethan, Majestät.

Des Königs Augen schweiften mit einem raschen Blick hinüber zu Hardenberg, und das freudige, erstaunte Gesicht seines Staatskanzlers machte ihn verstohlen lächeln.

Und was antwortete der Kaiser? fragte Friedrich Wilhelm, sich wieder dem Major zuwendend.

Der Kaiser war über das Erbieten Eurer Maje-

*) Droysen: Leben York's. II. S. 119.

stät sehr erfreut, und er erklärte sich bereit, alle Bedingungen, welche Ew. Majestät sowohl gleich, als später dabei feststellen wollten, ohne Widerrede zuzugestehen.*) Nur Eine Bedingung machte Kaiser Alexander.

Welche Bedingung?

Er verlangte, daß die Festung Graudenz eine Besatzung von russischen Truppen beibehalte, und er bestand mit vieler Hartnäckigkeit auf diesem Einen Punkt.

Sagten Sie ihm alsdann nicht, daß ich mich ebenso hartnäckig und entschieden über diesen Einen Punkt ausgesprochen, und daß ich dem ganzen Schutz- und Trutzbündniß entsagen würde, wenn Graudenz nicht, als die äußerste Festung meines Landes, preußische Besatzung erhalte?

Ich sagte es dem Kaiser.

Und dann?

Dann entschloß sich der Kaiser, auch hierin nachzugeben und auch Graudenz den preußischen Truppen zu überlassen.

Ueber das ernste, ruhige Antlitz des Königs flog

---

*) Droysen: Leben York's. II. S. 119.

es wie ein milder Sonnenstrahl, und die Wolke, welche sonst immer seine Stirn zu umdüstern pflegte, verschwand von derselben.

Herr Staatskanzler, sagte er, sich mit einem milden und gütigen Lächeln an Hardenberg wendend, sind Sie jetzt ausgesöhnt mit Ihrem Fabius Cunctator? Wollen Sie es mir jetzt vergeben, daß ich so lange gezögert und hingehalten habe, bis Natzmer mir Alexanders Antwort gebracht?

Oh, Majestät, rief Hardenberg, meine Seele beugt sich in freudiger Bewunderung vor Ew. Majestät, und ich fühle mich beschämt von Ihrer Größe und Milde.

Eben ward die Thür geöffnet und die Herren von Köckeritz und Kalkreuth traten ein.

Ach, rief der König, ihnen lächelnd entgegen gehend, meine beiden Generäle, die ich auf Recognoscirung ausgesandt. Nun, meine Herren, sprechen Sie! Haben Sie meinen Wagen gefunden?

Ja, Majestät, sagte Feldmarschall von Kalkreuth seufzend, wir haben ihn gefunden. Es ist leider kein Zweifel mehr möglich. Ein Complott existirte; wir haben die Beweise davon, denn wir fanden wirklich

den Wagen Eurer Majestät in der Allee, die nach Sanssouci führt, die Pferde waren halb abgeschirrt, —

Und mein armer Kutscher? unterbrach ihn der König. Köckeritz, sagen Sie mir, was ist aus meinem treuen Leibkuscher Thomas geworden?

Wir fanden ihn genau in der Lage, wie es in jenem Bericht angegeben worden, sagte General von Köckeritz hastig. Er lag im Innern der Kutsche, an Händen und Füßen gebunden, den Kopf bedeckt mit einer Kapuze, die fest um den Hals zusammen gezogen war und ihn am Schreien hinderte, indeß ihn auch fast schon dem Erstickungstode nahe gebracht hatte.

Aber jetzt ist er wieder wohl und hat den Schrecken und die Angst überwunden? fragte der König mit theilnehmender Besorgniß.

Ja, Majestät, er hat sich wieder vollkommen erholt, sagte Köckeritz, und er wollte es durchaus nicht dulden, daß Timm ihn nach Sanssouci begleiten sollte. Er fühlte sich stark genug, wieder hieher zurückzukehren, und er ist mit uns zugleich hier angelangt.

Sie haben ihm doch unverbrüchliches Schweigen anbefohlen?

Ja, Majestät, und er hat geschworen, es gegen Niemand zu brechen.

Und jetzt, meine Herren, sagen Sie mir Ihre Meinung. Herr Feldmarschall von Kalkreuth, Sie haben sich jetzt überzeugt, daß die Herren Franzosen wirklich ein Attentat auf meine Person beabsichtigten und daß sie mich in dieser Nacht verhaften wollten?

Ich habe mich leider davon überzeugen müssen, seufzte der Feldmarschall.

Und Sie, Köckeritz, glauben auch Sie daran?

Ich glaube fest und entschieden daran, Majestät.

Und Sie, Herr Staatskanzler?

Ich war von der Existenz dieses Attentats überzeugt, bevor ich hieher kam, und alle Umstände haben es bestätigt: es existirte ein solches Attentat. Die Franzosen wollten sich der geheiligten Person Ew. Majestät bemächtigen!

Wollen Ew. Majestät auch mir erlauben, auf diese Frage zu antworten? fragte Major von Natzmer.

Wie meinen Sie das? fragte der König erstaunt. Sind Sie nicht eben erst hier angekommen? Wie können Sie urtheilen wollen über das, was vor Ihrer Ankunft geschah?

Majestät, ich bin zwar eben erst hier angekommen, aber ich wußte doch, was hier geschehen sollte und welches verruchte Attentat man beabsichtigte, sagte Major von Natzmer. Der Kaiser Alexander theilte es mir mit, er hatte so eben die sichere Kunde bekommen, daß der Marschall Augereau den Befehl erhalten, sich der Person Ew. Majestät zu bemächtigen. Der Kaiser war darüber in höchster Sorge und erklärte, nicht eher Ruhe finden zu können, als bis er erfahren, daß Ew. Majestät in Sicherheit seien und Berlin und Potsdam verlassen hätten.*) Ich selbst brach in höchster Angst und Sorge sogleich auf, und da ich am 13. Januar schon den Kaiser verließ, würde ich schon früher hier angelangt sein, wenn ich nicht in Landeshut in Erfahrung gebracht, daß Murat an alle Behörden den Befehl hatte ergehen lassen, daß man mich verhaften und in's französische Hauptquartier bringen sollte.**) Ich mußte daher große Umwege machen, und bin jetzt um so glücklicher, daß ich noch zur rechten Zeit hier anlange, um im Namen des Kaisers Alexander Ew.

---

*) Droysen, York's Leben. II. 120.

**) Ebendaselbst.

Majestät vor den Anschlägen der Franzosen zu warnen.

Der König erwiederte nichts. Er ging langsam und gesenkten Hauptes auf und ab; in ehrfurchtsvollem Schweigen standen die vier Herren zu beiden Seiten des Gemaches.

Auf einmal blieb der König mitten im Zimmer stehen, und sein Angesicht strahlte von Entschlossenheit.

Meine Herren, sagte er, ich will Ihnen ein Staatsgeheimniß mittheilen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, alle Vier, daß Sie es getreulich bewahren wollen?

Wir geben unser Ehrenwort! riefen die vier Herren zu gleicher Zeit.

Hören Sie also, fuhr der König fort. Ich werde Potsdam verlassen und mich nach Breslau begeben, um dort vorläufig meine Residenz aufzuschlagen. Alle nothwendigen Vorbereitungen sollen von dieser Stunde an mit der nöthigen Schnelle und Umsicht ganz im Geheimen getroffen werden. In der nächsten Nacht schon will ich mit dem Kronprinzen abreisen, die königliche Familie soll mir den nächsten Tag folgen. Man soll Truppen auf die Straße

legen, die wir zu passiren haben, die Normal-Husaren sollen meine Eskorte bilden, die Garden sollen mir nach Breslau folgen. Es ist meine Pflicht, mich den heimtückischen Angriffen der Franzosen zu entziehen und meine Person vor ihren Attentaten sicher zu stellen. Ich gehe also nach Breslau!

Indem der König so sprach, ließ er seine Blicke an den Gesichtern der vier Herren vorübergleiten. Er sah, daß der Feldmarschall Kalkreuth düster und verstimmt vor sich hinstarrte, und ihm gegenüber sah er den Staatskanzler, der mit gerötheten Wangen, mit zuckenden Mienen, mit strahlenden Augen ihn anschaute.

Nun, Hardenberg, sagte der König sanft, haben Sie mir gar nichts zu sagen?

Ich kann nichts sagen, flüsterte Hardenberg mit zitternder Stimme, aber ich thue, was ich seit vielen Jahren nicht gethan: Ich weine Freudenthränen! Die Nacht ist zu Ende, ein neuer Morgen tagt für Preußen herauf, und die Sonne einer neuen Zeit wird über uns Alle emporleuchten!

Viertes Buch.

Die Freiwilligen.

I.

Der Aufruf an die Freiwilligen.

Auf den Straßen Berlins drängte sich das Volk wie ein einziger rauschender Strom vorwärts. Die ganze lange prächtige Straße „Unter den Linden" war wie ein wogendes Menschenmeer anzuschauen, und wie Wellengebrause ertönte das Jubelgeschrei, das Rufen und Grüßen von Tausenden und aber Tausenden herüber und hinüber.

Der König ist gesund und wohlbehalten in Breslau angelangt! rief hier Einer dem Andern zu, und: Es lebe der König! riefen sofort Alle, die es gehört, und wie ein jubelndes Echo tönte es die ganze lange Straße hinunter: Es lebe der König!

Der König hat den General Scharnhorst wieder zum General=Quartiermeister gemacht, und auch der

General Blücher ist wieder bei ihm in Breslau! rief da drüben eine mächtige Stentorstimme.

Es lebe Scharnhorst! Es lebe Blücher! jauchzte und jubelte sofort die Menge. Es leben unsere Helden!

Pereant die Franzosen! schrie jetzt eine laute zürnende Stimme, und wie ein einziger ungeheurer Wuthschrei tönte es von tausend und aber tausend Lippen: Pereant die Franzosen!

Sie haben uns so lange geknechtet und unter die Füße getreten, schrie ein Anderer. Jetzt wollen wir ihnen vergelten! Kommt, kommt, laßt uns zu dem französischen Gesandten gehen und ihm ein Pereat bringen! Wir wollen nicht länger schweigen! Wir wollen reden!

Ja, ja, wir wollen reden! brüllte, schrie und jubelte die Menge, und einer ungeheuren Sturmeswoge gleich, wälzten sich die Volksmassen die Straße hinunter dem Thore zu, in dessen Nähe, an dem Platz vor demselben, der französische Gesandte wohnte.

Aber plötzlich ward die tobende Menge von einem Zug aufgehalten, der sich ihr von dem Brandenburger Thor her näherte. Voran schritten drei Männer, der eine von kleiner, schwächlicher Gestalt, mit

bleichem, magerem Angesicht, aus dem aber zwei große blaue Augen wie Sterne hervorblitzten; der zweite groß und schlank, von mächtigem Körperbau, mit freiem kühnem Angesicht, das Haupt umwallt von langem Haar, das wie eine Löwenmähne auf seine Schultern niederfiel; der dritte nicht groß, aber kräftig gebaut, mit stolz gehobenem Haupt, mit kühnen Mienen, wie ein ächter Ritter anzuschauen. Hinter diesen Dreien aber sah man eine Schaar von mehr denn zweihundert Jünglingen in einfachen, leichten Gewändern, die Gesichter geröthet von Aufregung oder Anstrengung, die Augen flammend und leuchtend wie in freudiger Lust.

Hurrah! Hurrah! rief das Volk, das sind die Turner! Das ist der Vater Jahn mit seiner Turnerschaar! Es lebe Jahn!

Hurrah! Es lebe Jahn! brüllte und tobte die Menge, die jetzt wieder sich vorwärts schob.

Aber ein unerwartetes Hinderniß bot sich jetzt dar. Die Turner hatten auf einen Wink des „Vaters Jahn" sich quer über die ganze Breite der Straße aufgestellt und versperrten so, einer eisernen Kette gleich, den Vordringenden den Weg. Vor dieser lebendigen Eisenkette aber standen die drei

Männer und schauten ernst und forschend hin auf das anstürmende Menschengewühl.

Platz! gebt Platz! rief und brüllte die Menge. Gebt uns Raum! Wir haben ein Geschäft da unten auf dem Platz!

Glauben Sie mir, es ist wie ich sagte, flüsterte der kleinste unter den drei Männern seinem Nachbar mit der Löwenmähne zu. Es ist ein Aufstand, der sich gegen den französischen Gesandten richtet.

Wo wollt Ihr hin? rief der mit der Löwenmähne, indem er mit seinen beiden herkulischen Armen die auf ihn eindringenden Männer zurückdrängte.

Wir wollen zum französischen Gesandten, brüllte die Menge. Wir wollen ihm ein neues deutsches Lied vorsingen, und die Steine, die wir in's Fenster werfen, sollen den Tact dazu schlagen.

Und warum wollt Ihr das, Ihr Männer? fragte der Große. Was geht Euch heute, an dem schönen Freudentage, der Franzose an? Was kümmert Ihr Euch um den Franzosen? Männer, wie Ihr, haben jetzt ganz etwas Anderes zu thun, als dem französischen Gesandten die Fenster einzuschlagen. Es wird bald andere Schlachten geben. Ihr habt doch ge-

hört und gelesen, Ihr Männer und Jünglinge, was uns Großes geschehen? Ihr wißt doch, was der König aus Breslau zu uns herüber gerufen?

Nein, nein; wir wissen's nicht! riefen hier und dort einzelne Stimmen. Ja, ja, wir haben's gelesen, sagten dazwischen Andere. Aber man hört's immer gern noch einmal, rief eine Stimme aus der Menge. Erzählt es uns also noch einmal, Vater Jahn!

Ich versteh' nicht gut zu erzählen, und ich bin matt vom Turnen, rief Jahn. Ich war heut' früh schon mit meinen Schülern zum Turnen hinausgegangen vor's Thor. Da sind diese zwei Herren gekommen und haben mir die große Neuigkeit verkündet, und deshalb kommen wir so frühzeitig heute zurück. Mein Freund hier, der soll Euch verkünden, was er mir verkündet hat, denn der weiß besser zu reden als ich. Gott hat seine Zunge erleuchtet und ihr die Gabe der Beredtsamkeit verliehen. Ihr Alle wißt das ja, denn wer wäre unter Euch, der ihn nicht kennte, den großen Kanzelredner Friedrich Schleiermacher.

Schleiermacher! Es lebe Schleiermacher! rief das Volk. Schleiermacher soll reden! Schleier-

macher soll uns wiederholen, was der König gesagt hat! Schleiermacher soll uns vorlesen, was da auf großen Zetteln an allen Ecken gedruckt steht! Wenn man's hört, versteht man's besser, als wenn man es liest. Schleiermacher soll vorlesen!

Und zwanzig Arme streckten sich auf einmal nach dem kleinen schwächlichen Mann aus, der neben Jahn stand, und zwanzig Hände hoben ihn empor und ließen ihn sanft auf dem Balkon nieder, der dort an dem Parterre eines Hauses angebracht war.

Das ist eine schöne Kanzel, rief die jauchzende Menge, und von dort soll Schleiermacher zu dem Volk sprechen!

Der kleine Mann mit den großen flammenden Augen und dem edlen geistdurchstrahlten Angesicht schaute einen Moment schweigend auf die Volksmenge, die immer dichter und dichter zu ihm herangwogte, auf die tausend und aber tausend Angesichter, die alle ihm zugewandt waren und deren glänzende Augen von Erwartung und Neugierde funkelten.

Dann erhob er beide Arme, Ruhe gebietend. Und allmälig ward es still, allmälig verstummte das Lachen und Plaudern, das Rufen und Schreien, wie gebannt waren Aller Augen auf Schleiermacher

hingewandt, wie gebannt war das Wort auf Aller Lippen.

Tiefe Stille herrschte jetzt auf der weiten Straße, und hell und voll wie Glockenton erschallte jetzt die Stimme des Predigers.

Ihr wollt, daß ich Euch vorlese, was zu uns Allen gesprochen worden ist, sagte er, und welchen Ruf der Minister Hardenberg im Namen unseres Königs an uns Alle erlassen hat. Hört also, ich will es Euch vorlesen!

Er zog ein großes zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervor, und es auseinander schlagend las er mit lauter, tönender Stimme:

„Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und dem Durst nach Thätigkeit, welcher so vielen jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung

anzuweisen, um durch sie die Reihen der ältern Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen gemeinschaftlich in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern. In dieser Hinsicht haben Se. Majestät die Formirung von Jäger-Detachements bei den Infanterie-Bataillonen und Kavallerie-Regimentern der Armee zu befehlen geruht, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst zu bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militairdienst aufzufordern, und dadurch vorzüglich solchen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich, ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten, und demnächst geschickte Officiere oder Unterofficiere abgeben können." *)

Was soll ich Euch die weitern Bestimmungen

---

*) Dieser Erlaß zur Bildung von freiwilligen Jäger-Detachements war am 3. Februar von Hardenberg in Breslau ausgegeben und ward am 6. Februar in Berlin bekannt gemacht.

alle vorlesen, unterbrach sich Schleiermacher hier in seiner Lectüre. Ihr wißt genug, denn Ihr wißt jetzt: der König ruft sein Volk, er ruft alle Jünglinge und Männer seines Landes, daß sie sich um ihn schaaren, er ruft sie, er befiehlt ihnen nicht. Das Vaterland ist in Gefahr, und nicht des Königs Befehl, sondern Euer freier Wille soll Euch zu Soldaten des Vaterlandes machen. Der frei Wille soll Euch die Waffen in die Hand legen! Und bedenket wohl, daß der freie Wille das höchste und heiligste Besitzthum des Menschen ist, und daß Der doppelt ein Held ist, den nicht seiner Pflichten Nothwendigkeit, sondern seines freien Willens Stärke zum Soldaten seines Vaterlandes gemacht! Nicht größere Ehre kann Euch Allen werden, als daß das Vaterland Euch ruft und Eurem Arm vertrauend, auf Euren freien Willen hofft, damit er sich waffne zur Vertheidigung des Vaterlandes. Bedenkt das wohl, und überlegt, ob Ihr daheim bleiben oder dem Ruf des Vaterlandes folgen wollt!

Zu ihm empor auf den Balkon schwangen sich jetzt die beiden Männer, welche vorher an Schleiermacher's Seite gewesen, der tapfere Turner Jahn, der ritterliche La Motte Fouqué.

Ich will nicht daheim bleiben, wenn das Vaterland mich ruft! rief Herr von La Motte Fouqué mit weithin schallender Stimme. Mit freiem und freudigem Willen biete ich dem Vaterlande mich an als seinen Krieger. Ich habe Weib und Kind, aber höher als sie steht mir das Vaterland, und hier gelobe ich mich ihm als der erste Freiwillige, der dem Rufe seines Königs und seines Vaterlandes folgt!

Und hier gelobe ich mich ihm als der zweite! rief Jahn, der Vater der Turner. Hier schwöre ich meinem Vaterlande, aus freiem und freudigem Willen für dasselbe zu kämpfen. Dem Vaterland gehört fortan mein Blut, mein Leben. Und wo seid Ihr, meine Jünglinge, meine Turner? Soll ich allein hinausziehen, oder geht Ihr mit mir?

Wir gehen mit Dir! riefen hundert kräftige Jünglingsstimmen, und wie ein heiliger Orgelton, so voll und mächtig klang es zum Himmel empor: Wir gehen mit Dir! Wir ziehen hinaus, die freiwilligen Soldaten, die für das Vaterland kämpfen wollen!

Und die Menge, begeistert von dem, was sie sah und hörte, die Männer mit Thränen in den Augen, die Jünglinge flammenden Blickes, sie Alle riefen

und jubelten: Wir ziehen hinaus, die freiwilligen Soldaten, die für das Vaterland kämpfen wollen!

Und der Nachbar reichte dem Nachbar die Hand, und der Freund sank dem Freunde in die Arme, und die sich nie gesehen, die verstanden sich, und die nie zu einander gesprochen, die sprachen jetzt zu einander wie alte Bekannte. Ein einziger großer Herzschlag schien die ganze Menge zu beleben, ein einziges großes Gefühl der Begeisterung leuchtete aus Aller Blicken. Ein einziger Schwur, ein einziges Gelübde brannte in Aller Herzen: dem Vaterlande schwuren sie sich Alle, ihm gelobten sie sich zu tapferen Soldaten an! — — —

Und es war nicht eine Begeisterung des Moments, nicht ein rasches Aufwallen des Gefühls, welches dieser von Breslau ergangene Waffenruf erzeugt hatte, sondern mit jeder Stunde wuchs die Begeisterung, mit jedem Tage loderte das heilige Gefühl der Vaterlandsliebe höher empor.

Jeder fühlte sich als ein Soldat des Vaterlandes, Jeder hätte es als einen Schimpf empfunden, wenn er hätte daheim bleiben sollen, während die Andern auszogen in den heiligen Krieg.

Die lernende Jugend, welche auf den Bänken

der Gymnasien gesessen, schlug ihre Bücher zu, und die Lehrer hielten sie nicht davon zurück, sie erschienen nur auf den Kathedern, um den halb erwachsenen Jünglingen zuzurufen: „Lebet wohl! Das Vaterland hat uns gerufen, wir wollen hinaus! Wer von Euch das siebenzehnte Jahr erreicht hat und den Willen in sich fühlt, der folge uns!"

Und mit freudigem Jauchzen schaarten sich um ihre Lehrer die Jünglinge von siebenzehn Jahren und mit Verzweiflung im Herzen, mit Thränen in den Augen traten Diejenigen zurück, welche weniger Jahre zählten, denn ihre Jugend lastete jetzt auf ihnen wie ein Unglück, dessen sie sich schämten!

Was aber in den Gymnasien geschah, das wiederholte sich in den Kanzleien, bei den Gerichtshöfen, in den Bureaux jedes Banquiers und jedes Advokaten. Keiner wollte daheim bleiben, Keiner wollte dem Vaterland seinen Arm und seine Kraft entziehen. Alle egoistischen Berechnungen, alle Standesunterschiede hatten aufgehört; neben dem Sohn des Bürgers sah man Prinzen und Grafen in die Reihen der Freiwilligen treten, und der Unbemittelte, der seine letzte Habe veräußert hatte, um sich die Waffenrüstung zu kaufen, er dachte nicht an seine

Zukunft, er überlegte nicht, was nach beendetem Kriege, nach der Heimkehr sein Loos sein und was aus ihm werden könne. Das Vaterland hatte ihn gerufen, und aus freiem Willen stellte er sich zur Vertheidigung. Der Tod hatte alle Schrecknisse, das Leben allen Werth verloren! Mit strahlenden Augen, mit freudejauchzender Brust sahen die Mütter ihre Söhne sich waffnen zum Kampf. Ohne Thräne, ohne Klage warf sich die Braut dem dahin ziehenden Geliebten zum letzten Abschied in die Arme; sonder Furcht um das Schicksal seiner daheim bleibenden Gattin und seiner Kinder drückte der Gatte und Vater sein Weib und seine Kinder zum letzten Mal in die Arme, und sein Weib dachte nicht an die Möglichkeit, ihn zurückhalten zu können. Sie würde ihren Gatten verachtet haben, wenn er hätte daheim bleiben wollen, wenn er Weib und Kind mehr hätte lieben können als das Vaterland, das ihn rief!

Noch nicht vier Tage waren vergangen seit der Bekanntmachung des Aufrufes an die Freiwilligen, da standen in Berlin auf dem Gensd'armenmarkt hundertundfünfzig junge Freiwillige, die in diesem Zeitraum weniger Tage aus eigenen Mitteln oder mit Hülfe ihrer Freunde sich ausgerüstet hatten, und

die jetzt im Begriff waren abzumarschiren nach Potsdam, um mit der in dieser Stadt schon gesammelten Schaar von neunzig Männern nach Breslau zu ihrem König zu ziehen. *)

Ganz Berlin aber wollte Theil haben an diesem Abschied des ersten Corps der Freiwilligen, das Berlin seinem König sandte. Jeder wollte den muthigen Vaterlandsvertheidigern noch einmal die Hand drücken, Jeder wollte ihnen einen letzten Liebesgruß, einen letzten Wunsch noch zurufen, und mit seinen Blicken, seinen Gebeten die Soldaten des Vaterlandes segnen.

Ringsum, an allen Häusern des Gensd'armenmarktes sah man daher alle Fenster besetzt mit Frauen und Kindern, die mit ihren Taschentüchern, mit Blumen und Kränzen die scheidenden Krieger begrüßten, von allen Kirchen läuteten die Glocken zum feierlichen Abschiedsgruß, und in ihren goldenen Amtsketten standen die Väter der Stadt, die Bürgermeister mit allen Magistratsmitgliedern auf dem

---

*) Es hatten sich außerdem gleich in diesen ersten drei Tagen neuntausend junge Männer in die Liste der Freiwilligen einschreiben lassen und waren mit ihrer Ausrüstung beschäftigt.

Platz, um im Namen der Stadt die jungen Krieger bis an das Thor zu geleiten, und hinter ihnen füllten ganze Schaaren von Männern und Jünglingen den weiten Raum. Diese allein blickten finster drein, und statt ihre Brüder zu segnen, beneideten sie dieselben, daß es ihnen gelungen, früher aufzubrechen als sie, statt ihnen Glück zu wünschen, riefen sie: Wir folgen Euch nach! Bereitet uns die Quartiere, bald werden wir bei Euch sein!

Die Glocken läuteten, und unter diesen feierlichen Klängen, umrauscht von den Jubelgrüßen der Tausende und aber Tausende, die auf der Straße und aus den Fenstern aller Häuser ihnen zunickten, zog die junge Schaar im Geleit des Magistrats vom Gensd'armenmarkt ab. Aber nicht unmittelbar den Weg zum Potsdamer Thor schlugen sie ein.

Nicht ohne den kirchlichen Segen empfangen zu haben wollten sie von dannen ziehen, und diesen Segen sollte der Mann ihnen geben, der ihnen vor vier Tagen mit seiner vollen und begeisterten Stimme den Aufruf vorgelesen und sie ermahnt hatte, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen. Eine Deputation der jungen Freiwilligen hatte sich also zu Schleiermacher, dem berühmten Kanzelredner, verfügt und

ihn gebeten, ihnen zu ihrem ernsten Beginnen den Segen der Kirche zu geben, und Schleiermacher hatte ihrer Bitte freudig gewillfahrtet.

Nach der Dreifaltigkeitskirche also bewegte sich jetzt der Zug der Freiwilligen. Draußen vor der Thür legten die jungen Krieger ihre Waffen ab und stellten ihre Büchsen rings an der Mauer der Kirche auf, dann traten sie in die hellerleuchtete Kirche.

Dort harrten ihrer ihre Mütter, Schwestern und Bräute, sie mit strahlenden Liebesblicken begrüßend, sie zu sich winkend auf den frei erhaltenen Platz neben ihnen, damit sie zum letzten Mal Seite an Seite gedrückt neben einander ruhen, damit sie zum letzten Mal Hand in Hand zu Gott beten könnten.

Und nun begann die Orgel ihre vollen Accorde ertönen zu lassen, und mit starker jubelnder Stimme tönte von Aller Lippen das herrliche, kraftvolle Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen."

Noch rauschten die letzten Klänge des schönen Liedes durch die weiten Kirchenhallen, da erschien drüben auf der Kanzel schon das edle, geiststrahlende Angesicht Schleiermacher's. Sein Auge leuchtete heute, wie es sonst nie gethan, seine Stimme war

begeistert und mächtig, wie sie niemals gewesen, und nie zuvor hatte er mit so hinreißender Begeisterung, so energischer Kraft, so edlem Freiheitsmuth in dieser Kirche gesprochen, als er es heute that.

Stille, feierliche Stille herrschte ringsumher, Jeder lauschte mit angehaltenem Athem den begeisterten Worten des Propheten einer neuen, bessern Zeit, Jeder schwur sich in seinem Herzen, immer eingedenk zu bleiben der edlen hochherzigen Ermahnungen, welche Schleiermacher jetzt zum Schlusse seiner Rede an die Jünglinge richtete und rein seine Hände zu erhalten im Dienst der reinen Sache.

Ernste, feierliche Stille herrschte unter den Zuhörern. Bei Gott waren die Gedanken Aller, zu ihm hatten sich Aller Herzen erhoben. Aber jetzt ward die Stimme Schleiermacher's weicher, sein strahlendes Auge, welches bisher gen Himmel gerichtet gewesen, senkte sich niederwärts und ruhten auf den Frauen und Müttern, die dort drüben in langen Reihen saßen, und deren Blicke auf die Söhne gerichtet waren, welche durch das Gewühl der Menge nicht hatten zu ihnen gelangen können.

Seid froh im Herrn, Ihr Mütter, rief Schleiermacher ihnen zu, selig ist Euer Leib, der einen sol-

chen Sohn getragen, selig Eure Brust, die ein solches Kind getränkt hat! Gott gab Euch Eure Söhne, Ihr gebt sie dem Vaterlande! Seid fröhlich im Herrn, denn er will Großes vollbringen durch Eure Söhne! Seid fröhlich und weinet nicht!

Aber sie weinten! Jetzt weinten sie, jetzt hielten sie ihre Thränen, ihr Schluchzen nicht mehr zurück! Das an sie gerichtete Wort hatte die Wunde ihres Herzens berührt, deren Schmerzen sie bei der Erregung bis dahin nicht gefühlt hatten.

Jetzt fühlten sie ihre Wunden, und sie weinten laut!

Und wie ein electrischer Schlag durchzuckte es die ganze Versammlung, kein Auge blieb trocken, kein Herz ungerührt, selbst Schleiermacher's Stimme zitterte in Thränen, als er jetzt sein Amen! Amen! über die Weinenden dahin rief. *) —

Aber jetzt die Thränen getrocknet und hinaus in die frische, frohe Gottesluft! Hinaus zu dem Potsdamer Thor, und den Weg eingeschlagen, der gen Potsdam führt! — Und von Potsdam geht's am andern Tage weiter, vereint mit der jungen Krieger=

---

*) Eylert: Friedrich Wilhelm III. Th. I. S. 174.

schaar, die La Motte Fouqué von Potsdam aus dem König zuführt. Vergessen ist die Vergangenheit, vergessen der Schmerz des Abschieds; der Zukunft eilt man entgegen, der schlachtendurchdonnerten siegreichen Zukunft!

Keine Thränen jetzt mehr! Keine Seufzer! Laßt uns singen, ein frisches, fröhliches Lied singen!

Ja, laßt uns singen! Wo ist ein Dichter, der uns ein Lied singen kann, wie wir's jetzt brauchen!

Der Fouqué ist hier, der soll uns ein Lied singen! Ja, ja, der Fouqué ist unter uns! Wir haben ihn zu unserm Führer erwählt, daß er uns als unser Officier zum König transportire. Er ist ein tapferer Ritter und Reitersmann, hat sich schon im Jahre 1794 im Kampf gegen die Franzosen die Sporen verdient. Er ist es werth, unser Führer zu sein!

Aber er ist es auch werth, unser Sänger zu sein, denn durch sein Werk von der Undine hat er sich auch als Dichter die Sporen verdient. La Motte Fouqué, der Dichter der Undine, der soll uns ein Lied singen!

Auf, auf, zum fröhlichen Singen, Du tapferer La Motte Fouqué! ruft und jubelt die ganze Schaar. Oh, er muß singen! Da ist unser Turnvater Jahn,

der vermag etwas über ihn! He! Vater Jahn, bittet den Fouqué um ein fröhlich Wanderlied!

Und Jahn sprengt auf seinem muthigen Roß zu Fouqué hin, der seiner Schaar voran still und gedankenvoll dahin reitet, das Rufen und Bitten der Jünglinge wohl vernommen hat, aber lächelnd und in sich hinein murmelnd weiter reitet.

Auf, auf, zum fröhlichen Singen, Du tapferer La Motte Fouqué, ruft Jahn mit seiner Stentorstimme. Hörst Du nicht, Dichter, wie sie Dich rufen, die tapfern Jünglinge! Gieb doch der Begeisterung, die in ihnen brennt, Ausdruck. Auf, auf, zum fröhlichen Singen, mein Dichter!

Nein, nein, so heißt es nicht, ruft Fouqué, sein Haupt rasch erhebend und dem Freunde zulächelnd. Etwas anders heißt das Lied, das ich mir eben zurecht gemacht. Hör' zu, mein Freund!

Er wendet sein Roß und gebietet mit lautem Commandowort seiner Jünglingsschaar zu halten.

Ihr wollt ein Lied! Ihr sollt es haben, wie's eben in meinem Herzen gewachsen ist. Merkt wohl auf, ich sing' Euch das Lied nach selbsterfundener Melodie. Sodann singen wir das Lied Alle mitsammen!

Und mit machtvoller Stimme begann Fouqué zu singen:

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,
Es ist schon an der Zeit!
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh',
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackeres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, Ihr Lieben!
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne, Die zu schützen,
Die uns das Liebste sind!
Hei! Laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt!

Die Mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Siegerreih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Deß wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davon die Herzen
So froh und stark und weich.
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich. *)

---

*) Das Lied ist von La Motte Fouqué auf dem Wege von Potsdam nach Breslau, wohin er die erste Schaar der freiwilligen Jäger führte, gedichtet worden und ist das erste der Freiheits- und Jubellieder aus dem Jahr 1813.

II.

Eleonore Prohaska.

Der alte Wachtmeister Prohaski saß traurig und sinnend auf seinem ledernen Lehnstuhl am Ofen; vor ihm lag ein Blatt der Vossischen Zeitung, in dem er so eben gelesen. Seufzend hatte er es bei Seite gelegt; das Haupt an das Lederpolster gelehnt, starrte er in das Leere, und blies große Rauchwolken aus der kurzen Thonpfeife, die er im Munde hielt.

Unfern von ihm an dem kleinen Nähtisch, der da in der Nische des einzigen Fensters stand, welches Tageslicht in dieses kleine düstere Gemach einführte, saß ein junges Mädchen, emsig damit beschäftigt, aus einem großen Stück Leinewand die Fäden auszuzupfen und sie sorgfältig auf den großen Haufen Charpie zu legen, der schon vor ihr auf dem Tisch sich erhob. Es war ein junges Mädchen von kaum

achtzehn Jahren, aber ihr edles, bleiches Antlitz hatte einen Ausdruck seltener Kühnheit und Energie, ihre Stirn war hoch, und unter der breiten Wölbung derselben schienen große und starke Gedanken zu wohnen. Zwei große schwarze Augen blitzten unter den hochgeschwungenen, dichten, schwarzen Augenbrauen hervor, die sich fast über der Wurzel der edelgeformten, leicht gebogenen Nase berührten. Um ihre etwas aufgeworfenen, purpurrothen Lippen spielte ein Zug düsterer Schwermuth, und auch die Farbe ihrer Wangen schien nicht Krankheit, sondern nur der Kummer gebleicht zu haben. Ihre Gestalt war hoch und kraftvoll, aber es fehlte derselben die Ueppigkeit und Fülle. Ihre ganze Erscheinung hatte mehr Ernstes und Heroisches, als Anmuthiges und Liebliches; während sie so bei ihrer Arbeit saß und Charpie zupfte, fuhr es zuweilen wie dunkle Wolkenschatten über ihr Antlitz hin, und ihre Augen hoben sich zum Himmel empor, wie mit einem Blitzstrahl zorniger Anklage.

Jetzt auf einmal warf sie die Leinwand mit heftigem Ungestüm zur Erde und sprang auf. Nein, Vater, rief sie hochathmend, ich halt's nicht länger aus!

Was hältst Du nicht länger aus, Leonore? rief ihr Vater erstaunt.

Hier zu sitzen, und Charpie zu zupfen, während die ganze Welt in Bewegung ist, während jedes Herz aufjauchzt in Vaterlandsliebe und Kampfeslust, während jede Brust sich hebt vor Wonne und Glück! Und ich kann nichts thun, ich darf nicht einstimmen in den allgemeinen Jubel, ich kann nichts thun, als Charpie zupfen! Vater, es stößt mir das Herz ab, und ich kann's nicht ertragen!

Muß ich es denn nicht ertragen? fragte ihr Vater mit zitternder Stimme. Muß ich nicht still hinter'm Ofen sitzen, während alle meine Kameraden von ehemals sich ausrüsten und in den Kampf ziehen? Bei Jena liegt mein rechtes Bein begraben, und ich muß umherhumpeln als alter Stelzfuß, kann mir nicht einmal Rache holen für den Schimpf von Jena, kann mein Bein nicht einmal durch ein paar lumpige Franzosenköpfe bezahlt machen! Ich muß als Krüppel umher hinken, während die Andern zum Kampf rennen! Wenn ich das ertragen muß, so hast Du gar keinen Grund zu klagen, Du ein Mädchen!

Vater, rief Leonore mit blitzenden Augen, ver-

achte mich nicht, weil ich ein Mädchen bin! Hast Du mir nicht erzählt von den hochherzigen Spanierinnen und Tyrolerinnen, und von den Heldenthaten, die sie vollbracht, und wie sie durch ihre Kühnheit und ihre todeskühne Vaterlandsliebe selbst den Männern ein leuchtendes Beispiel gegeben, und wie von ihnen der Strom der Begeisterung ausgegangen ist zur Errettung des Vaterlandes? War nicht die Heldin von Saragossa auch nur ein Weib? Haben nicht in den Engpässen von Tyrol Weiber und junge Mädchen gekämpft wie Männer und wie Helden?

Ja, das ist wahr, rief ihr Vater lächelnd, aber das waren auch eben Spanierinnen und Tyrolerinnen! Die haben Feuer in den Adern, und hängen mit heldenmüthiger Begeisterung an ihrem Vaterland.

Ach, es ist nicht nöthig, im Süden geboren zu sein, um feuriges Blut zu haben, rief Leonore glühend. Die heiße Sonne ist es nicht, welche die Begeisterung für das Vaterland erzeugt, und auch unter dem Schnee können heiße Herzen schlagen!

Hast Du solch ein heißes Herz, Leonore? fragte

ihr Vater, sie mit einem langen, forschenden Blick anschauend.

Vater, sagte sie, ihre Hände auf ihre Brust pressend, es brennt da drin wie Feuer, und zuweilen, wenn ich höre, wie Alles zu den Fahnen ruft, wie die Waffen klirren, und das Jauchzen der Kampfeslust wie ein reißender Strom durch das ganze Land hinzieht, dann meine ich, das Feuer, das da in meinen Adern brennt, müßte mir in hellen Flammen aus dem Herzen und aus dem Kopf herausschlagen, und ich müßte damit die ganze Welt in Brand stecken. Ich bin zwar keine Spanierin, aber ich bin eine Preußin, eine Deutsche!

Ach, ich wollt' lieber, Du wärst ein Preuße, ein Deutscher! seufzte ihr Vater kopfschüttelnd. Wenn Du eine Knabe wärst, wahrhaftig, ich mein', Du würdest Dich gar stattlich ausnehmen in den Reihen der Freiwilligen, und sie würden den jungen Soldaten von achtzehn Jahren nicht zurückweisen können.

Meine Figur ist stattlich, wenn ich auch nur ein Mädchen bin, rief Leonore mit blitzenden Augen; ich habe unter den Freiwilligen, die gestern abmarschirten, viel kleinere und schmächtigere Soldaten gesehen, als ich es bin.

Aber sie hatten jedenfalls kürzeres Haar, und eine stärkere Stimme, als Du, lachte ihr Vater.

Oh, das Haar läßt sich abschneiden, sagte sie rasch, und was die Stimme anbetrifft, so hat der Schneider Kalbaum, der auch mit den Freiwilligen fortgezogen ist, auch keine stärkere Stimme, als ich, und sie haben ihn doch angenommen. Auch —

Still, unterbrach sie ihr Vater rasch, ich höre die Mutter kommen! Sprich nicht solche Sachen, wenn sie da ist. Es würd' sie ängstigen und traurig machen! Kühne Gedanken muß man in seinem Herzen verschließen, denn wenn man davon spricht, sieht's aus wie Großsprecherei; nur von kühnen Thaten darf man reden, und die darf man der Welt gestehen! Merk' Dir das meine Tochter, und gieb mir einen Kuß!

Leonore eilte zu ihrem Vater hin, und ihn mit ihren beiden Armen umschlingend, drückte sie einen glühenden Kuß auf die Lippen des alten Invaliden.

Vater, flüsterte sie leise, ich glaube, Du verstehst mich, und Du kannst in meinen Gedanken lesen!

Nur Gott vermag in unseren Gedanken zu lesen, sagte ihr Vater feierlich, und nur vor ihm müssen

wir kein Geheimniß haben! Aber was ist das? Weint die Mutter nicht da draußen?

Und der alte Wachtmeister sprang auf, und hinkte so rasch, als sein Stelzfuß es ihm erlaubte, der Thür zu.

Eben ward diese geräuschvoll geöffnet, und eine Frau erschien auf der Schwelle. Hinter ihr sah man einen hochaufgeschossenen bleichen Knaben von kaum vierzehn Jahren. Beide traten sie mit Thränen in den Augen und mit lauten Klagerufen in das Gemach ein.

Frau, was giebt's, was ist geschehen? rief der alte Prohaski angstvoll.

Warum weinst Du, mein Bruder? fragte Leonore, indem sie zu dem Knaben hineilte, und ihn in ihre Arme zog. Er lehnte sein Haupt an ihre Brust und weinte laut.

Was geschehen ist? jammerte seine Mutter. Das ist geschehen, daß alle unsere Hoffnungen zerstört, daß wir abgewiesen sind.

Abgewiesen? Wo denn? Von wem denn? fragte der Invalide erstaunt.

Nun, von der Militair-Commission, Alter! rief

die Frau, mit ihrer langen Schürze sich die Augen trocknend.

Was wolltet Ihr denn bei der Militair-Commission? Wolltest Du etwa gar Marketenderin werden, Alte?

Nein, aber der Carl wollte Soldat werden, Vater! Ja, jetzt muß Alles heraus, jetzt mußt Du Alles wissen! Wir dachten wohl, Dir eine freudige Ueberraschung zu bereiten, aber der liebe Gott und die böse Militair-Commission haben es nicht gewollt. Siehst Du, Alter, ich hatt's wohl gemerkt, wie's Dich wurmte, und wie's an Deinem Herzen fraß, daß Dein Stelzfuß Dich hier festhält in Potsdam, und daß Du nicht mit kannst ziehen mit den Soldaten, die zu ihrem König nach Breslau gehen.

Ja, es ist wahr, es thut weh, sehr weh! Mein General von Anno 1800, mein General Blücher, ist auch schon da, und will wieder in Dienst treten, und was wird der sagen, wenn er seine alten Husaren von 1806 sucht, und der Prohaski ist nicht dabei. Der Prohaski ist eine feige Memme, ein fauler Ofenhocker geworden, wird er sagen.

Nein, Vater, das wird er nicht sagen, rief Leonore glühend, wenn er Dich kennt, kann er's nicht

sagen. Aber sprich, meine Mutter, sag' uns, warum Du weinst, und was meinen lieben Bruder so gar sehr betrübt hat?

Wir hatten Beide des Vaters Kummer gesehen, und wir hatten's begriffen, wie's ihm weh that, daß er nicht mit hinaus konnt' in den Krieg, sagte die Mutter. Zu Niemand hatte ich davon gesprochen, und nur dem lieben Gott hatte ich's geklagt, wie weh es mir thut, daß ich keinen erwachsenen Sohn habe, der statt seines Vaters sich seinem König stellen kann. Da kommt gestern Abend der Carl da zu mir an mein Bett, als Ihr Alle schon schliefet. Mutter, sagt er zu mir, Mutter, ich muß Dir was anvertrauen! Ich will und muß Soldat werden! Es wäre eine ewige Schande für mich, wenn ich daheim bleiben sollt', zumal da der Vater nicht mehr Soldat werden und für das Vaterland kämpfen kann. Mutter, es gilt der Ehre unserer Familie, ich muß Soldat werden oder sterben!

Ach, Du bist mein ächter Bruder! rief Leonore mit freudestrahlendem Gesicht, indem sie den Knaben fester in ihre Arme drückte.

Und was hast Du dem Carl geantwortet, Alte? fragte der Invalide.

Ich hab' ihm geantwortet: Bist mein einziger Sohn, und mein Herz wird brechen, wenn es Dich verlieren sollt'. Aber Recht hast Du, es wär' eine Schande für unsere ganze Familie, wenn sie dem König und dem Vaterland keinen Soldaten stellte, und wenn nicht ein Ersatzmann hinausging für den Vater, und statt seiner Rache nähme an den Franzosen dafür, daß sie ihn bei Jena zum Krüppel zusammengehauen. Will morgen mit Dir hingehen zur Militair-Commission, und wollen sie bitten, daß sie Dich annehmen, obwohl Du das gesetzliche Alter noch nicht hast. Wir wollen schon so lange bitten, bis sie den kleinen Fehler übersehen, und Dich zum Soldaten einregistriren. Aber dem Vater wollen wir vorher nichts sagen; erst, wenn es uns gelungen ist, dann soll er Alles wissen!

Und so seid Ihr denn wirklich hingegangen, Ihr Beide? fragte der Alte hastig.

Die Frau nickte nur seufzend mit dem Kopf, und ihre Thränen flossen auf's Neue.

Ja, Vater, rief der Knabe, sein Haupt von Leonorens Schulter erhebend, und mit einer zornigen Bewegung die Thränen aus seinen Augen fortschleudernd, ja, wir sind zur Militair-Commission

gewesen. Wir haben gebeten, geweint, gebettelt! Alles vergeblich! Sie sagen, sie dürfen keine Knaben von vierzehn Jahren annehmen, ich hätte das gesetzliche Alter noch nicht, und sähe zu schwächlich aus. — Da, in unserer Verzweiflung gingen wir zum Prediger Eylert hin, und baten ihn, sich für mich zu verwenden. Er ist sonst immer so freundlich und gütig gegen mich, und im Confirmanden-Unterricht giebt er mir immer das beste Lob. Ich hab' ihm mein ganzes Herz ausgeschüttet, ich hab' ihm gesagt, daß ich mich für immer entehrt fühlen würde, wenn ich jetzt, wo Jeder, der kein Feigling ist, das Schwert nimmt, wenn ich jetzt statt dessen mit den Büchern unterm Arm zur Schule wandern müßte. Ich hab' ihm gesagt, daß ich nicht wagen würde, die Augen aufzuschlagen, und daß ich denken müßte, alle Leute zeigten mit Fingern auf mich, und die Kinder auf der Gasse verhöhnten mich, und die Greise wendeten ihr Haupt verächtlich zur Seite, wenn ich an ihnen vorüber käme.

Ach mein Bruder, mein geliebter Bruder, rief Leonore begeistert, bis heute habe ich Dich geliebt, wie man ein Kind liebt, aber nun werde ich Dich lieben, wie man einen Helden liebt!

Es ist aber Alles vergeblich gewesen, rief Carl, laut weinend vor zornigem Schmerz. Auch der Herr Prediger Eylert hat uns keinen Trost gegeben. Er sagt, es wäre unmöglich, daß sie mich annehmen, denn wenn sie es auch übersehen möchten, daß ich erst vierzehn Jahre alt, und ein wenig schwächlich sei, so würden sie mich doch nicht annehmen, weil ich noch nicht confirmirt sei. Knaben, die noch nicht confirmirt wären, würden überall zurückgewiesen, und dürften bei keinem Regiment angenommen werden. Aber weil wir so sehr viel baten, und weil ich so sehr viel weinte, hatte der Herr Prediger Eylert doch Erbarmen mit mir, und ist mit uns noch einmal hingegangen zur Militair-Commission. Aber es war Alles umsonst. Mir fehlt das gesetzliche Alter, und der Confirmandenschein, und es war vergeblich, daß der Prediger Eylert für mich sprach.*) Sie haben mich zurückgewiesen! Vater, was soll ich nun anfangen, was soll ich thun? Sie haben mich zurückgewiesen, und ich bin nun verurtheilt, mit meiner langen Figur, die mich vor Jedermann als einen Feigling anklagen wird, hier in Potsdam zu

*) Eylert: Friedrich Wilhelm III. Th. II. S. 160.

bleiben, während meine Kameraden, die viel kleiner sind als ich, Soldat werden, und für ihr Vaterland kämpfen dürfen. Oh Mutter, Mutter, warum hast Du mich nicht statt Leonorens geboren, warum bin ich nicht Dein ältestes Kind! Dann wäre ich doch jetzt vor der Schande bewahrt, entweder als ein ehrloser Feigling hier herum laufen oder meinen Taufschein immer in der Tasche tragen zu müssen!

Mein Bruder, sagte Leonore, ihre kräftige weiße Hand auf das blonde Haar ihres Bruders legend, könnte ich Dir die vier Jahre geben, die ich älter bin, als Du, ich würd's thun, und wenn es mir auch mein Leben kostete, denn ich begreife Deinen Schmerz. Aber ich bin doch unschuldig an Deinem Kummer, und ich bitte Dich also, daß Du mir ihn nicht anrechnest. Gott hat gewollt, daß ich die Aelteste in unserer Familie sei, und daß ich Deine, Du meine Stelle in derselben einnehmen sollst! Und dann bedenke nur, der Krieg kann lange dauern; in einem halben Jahre wirst Du eingesegnet, und dann wird es gewiß immer noch Zeit sein, unter die Fahnen unseres Königs zu treten, und zu kämpfen für die Freiheit des geliebten Vaterlandes. Außer-

dem, mein lieber Bruder, ist es ja jetzt noch gar nicht einmal ganz gewiß, ob all diese Rüstungen auch wirklich gegen Frankreich gerichtet sind. Alle Welt hofft es zwar, aber Niemand weiß es doch bis jetzt mit Bestimmtheit, denn der König hat sich noch nicht erklärt, und er lebt noch immer im Frieden mit Frankreich!

Nein, der König hat sich erklärt, rief Carl ungestüm. Das ist ja eben mein Unglück und meine Verzweiflung. Der Krieg mit Frankreich ist jetzt gewiß, es ist jetzt ganz bestimmt, daß alle Rüstungen gegen Frankreich gerichtet sind. Ihr wißt also noch gar nichts, habt nichts gehört?

Nein, nein, riefen Vater und Tochter zugleich, wir wissen gar nichts, wir haben noch Niemand gesprochen. Erzähle, Carl, erzähle!

Nun, schon auf der Militair-Commission hörten wir, daß so eben ein Courier von Potsdam angekommen sei, der einen Aufruf des Königs an sein Volk gebracht habe, und der Aufruf wäre eben in die Druckerei geschickt, sagten sie, um da gedruckt und dann gleich an allen Straßen-Ecken angeschlagen zu werden. Außerdem hatte der Courier die Nachricht gebracht, daß der Kaiser von Rußland in

Breslau angekommen sei, und daß der erste Besuch, den er in Breslau gemacht, dem Herrn von Stein gegolten habe, der bis dahin ganz einsam und im Geheim in Breslau gewohnt habe. *)

Hurrah! Hurrah! rief der alte Wachtmeister, jetzt ist Preußen gerettet, denn der Herr von Stein ist wieder da, und der wird schon machen, daß die Franzosen und der Napoleon zum Lande 'raus gejagt werden. Wo der Minister Stein ist, da duldet er keine Franzosen, und darum haßt ihn auch der Bonaparte, und hat allzeit Furcht vor ihm gehabt. Junge, das ist eine prächtige Nachricht! Der Stein ist wieder im Land, nun wird Alles wieder gut werden! Weißt noch weiter Etwas, mein Carlchen?

Ja, noch mancherlei Neues giebt es, Vater, aber es treibt mir die Thränen in die Augen, nur daran zu denken, weil doch Alles für mich verloren ist!

Erzähle doch, oh erzähle, bat Leonore dringend. Was hast Du noch sonst erfahren aus Breslau?

Nun, sagte Carl mit zitternder, wehmüthiger Stimme, der Courier hat erzählt, daß alle Tage viele hundert Freiwillige aus allen Gegenden Preußens

---

*) Pertz: Leben Stein's. Th. II.

nicht allein, sondern auch Deutschlands überhaupt in Breslau einrücken, und daß es da ein Jauchzen und Jubeln ist, als gäb's ein großes Fest zu feiern, und nicht, als ob's zum Kriege ginge. Besonders ist da ein Major von Lützow, nach dem die jungen Männer zu ganzen Schaaren hinstürzen. Er wirbt ein Corps freiwilliger Jäger an, und hat seiner Schaar den Namen „die Schaar der Rache" gegeben. Auch dürfen sie Alle nur eine ganz schwarze Uniform tragen, als ein Zeichen der Trauer und Schmach, welche seit 1806 auf dem Vaterlande geruht, und welche Schmach die Schaar der Rache erst sühnen will, bevor sie ihre schwarze Kleidung ablegt.

Oh, daß ist eine große, eine wundervolle Idee, rief Leonore mit blitzenden Augen. In Trauerkleidung hinzuziehen, um das Vaterland zu rächen, gleich den Todesengeln sich auf das Schlachtfeld zu stürzen, und zu rufen: „wir sind die Schaar der Rächer, welche Preußen sendet, um seine Schmach in Feindesblut abzuwaschen! Schwarz ist unsere Kleidung, aber wir wollen sie roth färben im Blute der Franzosen!" Und dann sich jauchzend hineinzustürzen in das Schlachtgewühl, zu kämpfen für

das Vaterland, und für unsere Königin, welcher der Jammer und die Schmach das Herz gebrochen hat. Oh das muß eine selige Lust sein, mit der Schaar der Rache dahin zu fliegen, um die Thränen, welche die Königin Louise geweint, zu rächen an Napoleon, und —

Aber Leonore! rief ihre Mutter, ganz entsetzt und erschrocken das junge Mädchen anstarrend, die jetzt mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen, den rechten Arm gen Himmel erhoben, als hätte sie eben das Schwert erfaßt, um den Feind zu tödten, mit hochfliegendem Busen ihr gegenüber stand. Aber Leonore, was ficht Dich an? Was soll's mit diesem Ungestüm? Hat der Carl Dich angesteckt mit seiner Begeisterung? Willst den armen Jungen noch mehr aufregen, und in Verzweiflung bringen? Er kann doch einmal nicht mitziehen mit der Schaar der Rache, kann kein Lützower Jäger sein!

Nein, sagte Leonore heftig und fast triumphirend, Er kann nicht mitziehen mit der Schaar der Rache, Er kann kein Lützower Jäger sein! Er nicht!

Leonore! rief ihr Vater mit warnendem Ton, Leonore, was sprichst Du da!

Sie schreckte zusammen, und ließ ihren Arm sinken. Es ist wahr, murmelte sie leise vor sich hin, von seinen Gedanken soll man nichts verrathen, die darf nur Gott kennen!

Ihr Vater hinkte zu ihr hin, und seine Hand auf ihre Schulter legend, sah er ihr tief und mit verständnißvollen Blicken in das erregte Angesicht.

Komm, meine Tochter, sagte er, laß uns hinausgehen auf die Straße, und dort lesen, was der König seinem Volk sagt. Denn jetzt wird der Aufruf des Königs, von dem Carl erzählt, wohl schon gedruckt sein! Komm also, meine Lenore!

Nein, es ist nicht nöthig, daß Du deshalb auf die Straße gehst, Vater, sagte Carl, wir haben Dir ein Blatt mitgebracht, der Zettelträger, der eben die Blätter ankleben wollte, hat uns ein Exemplar für den Vater geschenkt, weil's Dich freuen würde, meinte er. Wo hast Du's denn gelassen, Mutter?

Hab's in meine Tasche gesteckt! Hier ist es! sagte die Mutter, einen großen gedruckten Bogen Papier aus der Tasche, die unter ihrer Schürze hing, hervorziehend. Da, Vater, lies.

Der Alte nahm das Papier, und reichte es Leonoren hin. Lies es uns vor, mein Kind, sagte er zärtlich. Aus Deinem Munde am liebsten will ich hören, wie der König zu seinem Volk spricht.

III.

Johanna von Orleans.

Sie nahm das Blatt, und mit fliegendem Athem, mit hochgerötheten Wangen, ganz Bewegung und Gluth, las sie: „An mein Volk! So wenig wie für Mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.“

„Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwer-

des und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf

gezogen, und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der so, wie viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Muth, Ausdauer und der Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.

Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen glorreichen Frieden, und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit. Friedrich Wilhelm. Breslau den 17. März.*)"

Eine Pause trat ein, als Leonore jetzt schwieg. Ihr Vater hatte, neben ihr stehend, die Hände auf seinen Krückstock aufgestützt, mit tiefernsten Mienen ihr zugehört. Die Mutter war auf einen der binsenbeschlagenen Stühle niedergesunken, und mit gefalteten Händen, die Augen gen Himmel gewandt, andächtig, als vernähme sie die Worte Gottes, hatte sie zugehört, während ihr Sohn, neben ihr sitzend,

---

*) Dieser „Aufruf an mein Volk" war verfaßt von dem Regierungsrath von Hippel, von dem auch die Idee, daß der König sich unmittelbar an sein Volk wenden, und es zur Erhebung aufrufen sollte, ausging. Er theilte sie in den Berathungen, die allabendlich in Breslau beim Staatskanzler von Hardenberg zwischen diesem, Gneisenau, Scharnhorst, Thile, Hippel und einigen Andern stattfanden, dem Staatskanzler mit, sie ward von diesem und allen Uebrigen gebilligt, und auch am andern Tage vom König gutgeheißen. Hippel ward mit der Ausarbeitung des Aufrufs beauftragt, und schon am nächsten Tage überreichte er dem König einen Entwurf desselben, der von dem König gebilligt und genehmigt ward. Siehe: Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. S. 63.

die Arme auf den Tisch gelehnt, und auf denselben sein Antlitz verborgen hatte.

Ist das Alles? fragte der Invalide nach einiger Zeit. Möchte gern noch mehr hören, denn es klingt schön und herrlich, wie als wenn in der Kirche die Orgel erklingt. Kommt nichts weiter, Leonore?

Ja, Vater, es kommt noch ein zweiter Aufruf, sagte Leonore. Er ist gleich hier unter dem ersten abgedruckt. Du mußt ihn selber lesen, denn mein Herz klopft so laut, als wollt' es mir die Brust zersprengen. In diesem zweiten Erlaß befiehlt der König, daß eine Landwehr und ein Landsturm gebildet werde. Und hört nur, was der König zum Schluß dieses zweiten Aufrufs sagt: „Meine Sache," sagt er, „ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa." *)

Ja, er hat Recht, jubelte der alte Prohaski, die Sache des Königs ist unsere Sache!

Für uns Alle ist die Königin Louise gestorben, rief Leonore begeistert, wir Alle müssen uns bekennen zu der Schaar der Rache, welche ihren Märtyrertod rächt!

---

*) Schlußworte des Aufrufs zur Bildung der Landwehr.

Und ich, ich kann nichts thun, jammerte Carl, sein von Thränen überfluthetes Haupt aufrichtend und die Hände zum Himmel erhebend, als wollte er Gott anflehen, ihm beizustehen. Ich muß hier ausharren, und dulden, ich bin dazu verdammt, ein Knabe zu bleiben, während meine Kameraden Männer geworden sind.

Still, Carl, still, sagte seine Mutter, mir ist etwas eingefallen, wie wir doch Alle ein wenig unserem Vaterland nützen können, wenn wir ihm auch keine Soldaten und keine Freiheitskämpfer stellen werden. Es giebt noch Vieles zu thun außer dem Kämpfen und Schlagen. Steht es doch ausdrücklich in dem Erlaß des Königs geschrieben: „große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden.“ Nun denn, meine Lieben, wir wollen auch Opfer bringen für das Vaterland und unsern König!

Was für Opfer denn, Alte? fragte der Invalide. Was haben wir denn, das wir dem Vaterlande darbringen könnten, wenn wir ihm keine Soldaten stellen können?

Wir haben unsere Arbeit, Alter, rief seine Frau mit feurigem Stolz. Wenn gekämpft wird und

Schlachten geschlagen werden, da giebt's Verwundete, nicht wahr?

Jawohl, und Krüppel auch, sagte der Alte, auf seinen Stelzfuß zeigend.

Und die Verwundeten werden heimgebracht, und in die Lazarethe transportirt, nicht wahr? Wer soll sie pflegen, wer soll ihre Wunden verbinden, ihnen Nahrung reichen, und bei ihnen wachen? Das werden wir Frauen thun! Das ist unsere Arbeit. Die ersten Verwundeten, die in Potsdam einziehen, die pflege ich, bei denen werde ich Tag und Nacht Wache halten, für die werde ich die Nahrung bereiten, und ihre Wunden verbinden. Den ersten Blessirten aber, den ich im Lazareth finde und dem, wie meinem herzlieben Wachtmeister, das rechte Bein amputirt worden, den nehmen wir ganz und gar zu uns, und den kannst Du hier pflegen, Alter, und kannst ihn trösten, und ihm zeigen, daß man doch ganz glücklich und zufrieden leben kann, wenn man auch nur noch Ein Bein hat, und daß die Frau und die Kinder ihren Alten eben so lieben, ob er auf zwei Beinen oder auf Einem steht, vorausgesetzt, daß er nur sonst seinen Mann steht, und ein tüchtiger und ganzer Kerl ist!

Hast Recht, Alte, so soll es sein! jubelte der Wachtmeister. Einen Blessirten mit 'nem abgeschossenen Bein, den nehmen wir in's Haus, und ich will ihn pflegen, als ob er mein Bruder wär', und will ihn lehren seinen Stelzfuß gebrauchen, während Du im Lazareth bist und die Andern pflegst. Aber an die Kinder hast Du nicht gedacht. Was soll denn die Leonore und der Carl thun, während wir die Verwundeten pflegen?

Sie sollen uns helfen, sagte die Frau rasch. Die Leonore vor allen Dingen wird viel zu thun haben. Sie wird Charpie zupfen, Krankensuppen kochen, Bandagen waschen und auch Hemden und Kleidungsstücke nähen.

Der Invalide warf einen raschen verstohlenen Blick auf Leonore hinüber. Sie stand hochaufgerichtet in der Mitte des Zimmers; ein stolzes, verächtliches Lächeln umspielte ihre Lippen, die kein Wort der Erwiederung hatten für die Pläne ihrer Mutter.

Aber was wird der Carl thun? fragte der Wachtmeister rasch. Er kann doch nicht auch, wie Leonore, bloß Charpie zupfen, Bandagen waschen, Suppe kochen und Hemden nähen?

Vater! rief Leonore vorwurfsvoll.

Still, sagte er fast strenge, still, Leonore. Die Mutter hat Recht, Euch Frauen ziemt es, Charpie zu zupfen, Suppe zu kochen, die Blessirten zu pflegen und Hemden für sie zu nähen. Der Krieg selber aber ist Männersache. Doch halt, Frau, ehe Du mir sagst, was der Carl für unsere Blessirten thun soll, muß ich Dir doch noch Eine Frage vorlegen, und zwar eine sehr traurige und schlimme Frage. Wovon sollen wir denn alle Ausgaben für unsere Blessirten, die wir im Hause pflegen wollen, bestreiten? Wir sind leider arme Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben. Das kleine Häuschen hier, meine Invalidenpension von drei Thalern monatlich, das ist unser ganzes Vermögen, und wärest Du nicht zum guten Glück die geschickteste Friseurin in ganz Potsdam und könnte ich nicht noch nebenher mit meiner Korbflechterei einige Thaler verdienen und wäre Leonore nicht die beste Weißzeugnätherin, so möchte ich wohl wissen, wovon wir hätten leben sollen und den Carl auf's gelehrte Gymnasium gehen lassen, wie er's so sehr wünschte. Aber wenn wir nur die Blessirten pflegen und für sie arbeiten, so wird's uns leider bald am Nothwendigsten fehlen.

Hab' das Alles bedacht, Alter, rief die Frau eifrig. Hör nur zu. Der Carl will doch auch seinen Antheil haben an den Opfern für's Vaterland, er wird auch nicht müßig bleiben wollen, während Jeder seine Hände regt, um für das Vaterland zu arbeiten. Da er nicht Soldat werden und für das Vaterland fechten kann, so muß er seinen Kopf gebrauchen für das Vaterland. Er macht also eine Anzeige im Intelligenzblatt und sagt: da ich leider wegen meiner Jugend, und weil ich noch nicht confirmirt bin, von der Militair-Commission zurückgewiesen bin und nicht Soldat werden kann, so bitte ich edle Vaterlandsfreunde, daß sie mir Gelegenheit geben durch Ertheilen von Privatstunden so viel zu verdienen, um für das Honorar einen heimkehrenden Blessirten pflegen und ernähren zu können bis zu seiner vollständigen Genesung.

Ja, ja, das ist schön, das will ich thun, rief Carl freudig. Dann werden doch alle Menschen erfahren, weshalb ich nicht Soldat geworden bin und ich werde doch auch etwas für das Vaterland verdienen können. Oh, ich werde schon Schüler bekommen, denn meine Lehrer sind mit mir zufrieden und ich bin ja schon nach Prima versetzt. Ich kann

Unterricht geben im Lateinischen, Griechischen, in der Mathematik und Geschichte, ich habe gute Zeugnisse und um des edlen Zweckes willen werden mir schon Aeltern ihre Kinder anvertrauen und mich gut bezahlen.

So wär' denn für Euch Alle gesorgt, und Ihr habt Arbeit und Beschäftigung, sagte Leonore, und Ihr macht Euch nützlich für das Vaterland. Aber auch ich will meinen Antheil haben an Euern Opfern, auch ich will arbeiten und nützen.

Nun Du wirst mir eben helfen, sagte ihre Mutter, wirst kochen, abwaschen und Hemden nähen.

Und wenn ich noch so fleißig bin, Mutter, so werde ich damit doch nur so viel verdienen können, als ich selber Euch zur Erhaltung und Ernährung koste, sagte Leonore kopfschüttelnd. Nützen kann ich Euch weiter nicht, ich bin hier überflüssig; so will ich denn gehen und mich nützlich machen, und auch Geld verdienen.

Wo willst Du denn hingehen und was willst Du thun? fragte ihre Mutter erstaunt, während ihr Vater sie schweigend, mit aufmerksamen, prüfenden Blicken anschauete.

Ich will nach Berlin gehen und da eine Stelle

annehmen als Verkäuferin in einem Laden, sagte Leonore. Was ich verdiene, das schicke ich Euch hierher und Ihr werdet es für Euren Invaliden verwenden. Du weißt, Mutter, mein Pathe, der Kaufmann Rudolf Werkmeister in Berlin, der hat mich schon öfter aufgefordert, zu ihm zu kommen und in seinem Geschäft zu conditioniren. Ich hab's immer abgelehnt, weil ich Euch nicht gern verlassen wollte, sondern dachte, mein ganzes Leben an Eurer Seite und mit Eurer Pflege zuzubringen; aber Gott will es nicht, er hat anders über uns Alle beschlossen. Gestern hat nun mein Herr Pathe wieder an mich geschrieben, er fordert mich abermals auf, zu ihm zu kommen, er schreibt, daß seine Frau erkrankt sei, und er sich in der größten Verlegenheit befinde, weil er Niemand in seinem Geschäft habe, auf den er sich verlassen könnte. Er bietet mir einen jährlichen Gehalt von achtzig Thalern, wenn ich sogleich herüberkomme nach Berlin. Nun bitte ich Euch, meine lieben Aeltern, laßt mich gehen! Laßt mich meiner Bestimmung folgen und erlaubt, daß ich meinen eigenen Weg gehe und meine Pflicht erfülle in meinem Sinn. Mutter, meine liebe Mutter, nicht wahr, Du giebst mir Deine Einwilligung? Du

erlaubst mir, daß ich noch heute nach Berlin reise, und da bleibe, und tüchtig Geld verdiene für unsern Invaliden?

Ich erlaube es Dir, mein Kind, sagte die Mutter mit vor Rührung zitternder Stimme. Ich habe keine Brillanten und goldene Ketten, die ich dem Vaterlande weihen könnte, so gebe ich ihm denn das Schönste und Kostbarste, was ich geben kann, meine Kinder. Ja, gehe, meine Leonore, verdinge dich bei fremden Leuten und das Geld, was Du verdienst, das gieb dem Vaterland und seinen Kriegern.

Oh Dank, Dank, meine Mutter, rief Leonore, zu ihr hineilend und sie fest in ihre Arme drückend. Dank, daß Du auch mir erlaubt hast, mein Opfer niederzulegen auf den Altar des Vaterlandes!

Sie küßte ihre Mutter mit innigster Zärtlichkeit, und wandte sich dann ihrem Vater zu.

Und Du, mein Vater, sagte sie leise und schüchtern fast, Du sagst kein Wort? Du giebst mir nicht Deine Erlaubniß?

Der Invalide stand auf seinen Krückstock gelehnt, und blickte ernst und gedankenvoll in das edle glühende Angesicht seiner Tochter. Dann hob er langsam seine

rechte Hand empor und legte sie auf Leonorens Schulter.

Ich wiederhole, was Deine Mutter vorher sprach, sagte er mit feierlicher Stimme. Gleich ihr sage ich: Ich habe keine Brillanten und goldene Ketten, die ich dem Vaterlande weihen könnte, so gebe ich ihm denn das Schönste und Kostbarste, was ich geben kann, mein Kind, meine Leonore! Gehe hin, meine Tochter, und thue, was Du für Deine Pflicht hältst, und möge Gott Dich segnen!

Er breitete seiner Tochter die Arme entgegen; sie warf sich an sein Herz und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Lange standen sie so, Herz an Herz gedrückt, nur mit ihren Seufzern, ihrem leisen Schluchzen, ihren Thränen und mit den geheimsten Gedanken ihrer Seele zu einander redend.

Und jetzt, sagte der Wachtmeister, Leonore sanft von sich schiebend, jetzt wollen wir Alle gefaßt und ruhig sein. Dies sind die ersten Thränen, die ich seit dem Tode unserer schönen und lieben Königin Louise geweint habe, die ersten Thränen, die ich um Dich vergossen habe, meine Tochter. Möge der liebe Gott sie einem armen Vater, der nur Eine Tochter

hat, zu gute halten, möge er mich deshalb nicht für einen Feigling oder schlechten Patrioten ansehen. Das Herz will auch sein Recht haben, und nun werde ich auch wieder der tapfere Soldat sein, der keine Thränen kennt.

Aber nicht wahr, Alter, heute darf die Leonore uns noch nicht verlassen? fragte die Mutter. Einen Tag muß sie noch bei uns bleiben. Mein Gott, man merkt ja erst, was man Schönes und Liebes besessen hat, wenn man's verlieren soll, und so meine ich, habe ich die Leonore niemals so gründlich und von Herzen geliebt als in dieser Stunde, und mein Herz kann sich nicht von ihr losreißen, und sie nicht so schnell aufgeben. Ich muß mich erst an das Scheiden gewöhnen, und mir Leonorens Bild erst recht in die Seele hineinmalen, damit es darin bleibt. Laß sie also noch hier bleiben bis morgen!

Der Invalide schüttelte ernst sein Haupt. Nein, sagte er, was geschehen soll, muß gleich geschehen, sonst werden unsere Herzen noch schwach, und unsere Thränen weichen unsere festesten Entschlüsse auf. Heute erlaube ich, daß die Leonore nach Berlin geht, ob ich's morgen noch kann, das weiß ich nicht!

Vater, in zwei Stunden geht die Landkutsche

nach Berlin ab, und ich reise mit ihr, rief Leonore rasch. Du hast Recht, was geschehen soll, muß gleich geschehen, und wenn man einen Entschluß gefaßt hat, so darf man nicht zaudern, ihn auszuführen! Ich will auf meine Kammer gehen und meinen Koffer packen.

Ich geh mit Dir und helfe Dir dabei, sagte ihre Mutter, der Thür zueilend und mit Leonoren hinaustretend.

Und ich will die Annonce für das Intelligenzblatt aufsetzen, rief Carl. Es muß schon morgen drin stehen, daß ich hier bleibe, weil sie mich nicht annehmen wollen und daß ich Unterricht geben will, um für das Honorar einen Blessirten zu erhalten.

Und ich, was werde ich thun? fragte der alte Wachtmeister, als er allein war. Ich werde meine Thränen verschlucken und Niemand sagen, was ich denke. Ich werde mich ganz still daran gewöhnen, daß der Liebling meines Herzens, daß meine Leonore von dannen geht, daß meine alten Augen ihr liebes Angesicht nicht mehr sehen, meine alten Ohren ihre schöne prächtige Stimme nicht mehr hören sollen. Ach, wenn sie mich ansah, da war's als wenn's Frühling würde in meinem Herzen und als wenn

die Sonne inwendig in meiner Brust wohnte, und wenn ich bloß ihre Stimme hörte, so meinte ich, es wäre die schönste Musik, und ich hätte ganz laut mein Hallelujah singen mögen! Nun wird's ganz dunkel und ganz still hier in dem kleinen Hause um mich werden, kein Sonnenschein und keine Musik mehr, Alles fort, wenn Leonore fort ist. Und wird sie denn wieder kommen, wird nicht irgend eine Kugel, irgend eine Degenklinge – Still, still, ich darf meine Gedanken nicht verrathen! Sei still mein Herz und weine! Sei still und —

Seine Stimme brach in Thränen, und von Schmerz überwältigt sank der sonst so starke, eherne Mann auf seinen Lehnstuhl nieder und weinte laut.

Dann, nach einer langen Zeit richtete er sich wieder empor und wischte mit den Händen die Thränen aus seinen Augen fort.

Pfui, Wachtmeister Prohaski, schäme Dich, sagte er laut. Sitzest da und flennst wie ein altes Weib, möchtest Dir schier den Bast von den Händen ringen vor Jammer und Herzeleid, statt fröhlich zu sein und Gott zu danken, daß sich ein Ersatzmann gefunden für'n invaliden Wachtmeister mit 'nem hölzernen Bein. Donner und Wetter, Wachtmeister

Prohaski, ich rathe Ihm, daß Er sich zusammennimmt und kein altes Weib wird, während die Weiber Männer werden. Kopf in die Höh', Aug' auf den Feind gerichtet und nun: Druf auf den Feind! wie unser Vater Blücher zu sagen pflegt.

So, nun ist's gut und nun will ich arbeiten, sagte er dann hochaufathmend, indem er im Paradeschritt einige Male in dem kleinen Gemach auf und ab gehumpelt war. Ja, arbeiten will ich, und damit Niemand merkt, daß ich geweint habe, so will ich mir auch ein Lied dazu singen. Ein neues Lied, ein schönes Lied, das ich gestern von einem Freiwilligen gelernt habe. Ja, ja, arbeiten will ich und singen dazu!

Mit hastigen Schritten eilte er nach der neben dem Zimmer befindlichen Kammer hin und holte aus derselben den zierlichen, halb erst vollendeten Korb, an dem er gestern gearbeitet hatte.

Heute muß er fertig werden, ich hab's versprochen, sagte er, sich geschäftig auf seinen alten Lederstuhl niederlassend. Nun begann er emsig zu arbeiten, und die feingeschnittenen Weidenruthen in künst-

lichem Geflecht durcheinander zu schieben, indem er mit lauter, mächtiger Stimme dazu sang:

Nun mit Gott! Es ist beschlossen!
Auf Ihr wackern Streitgenossen,
Endlich kommt der Ehrentag!
Besser flugs und fröhlich sterben,
Als so langsam hin verderben,
Und versiechen in der Schmach.

Endlich darf das Herz sich regen,
Sich die Zunge frei bewegen,
Alle Fesseln sind entzwei.
Ach, da Alles schier zerstoben,
Kam der Retterarm von oben,
Neu geboren sind wir, frei!

Tag der Freiheit, Tag der Wonne!
Brüder seht, es tanzt die Sonne,
Wie am ersten Ostertag!
Todte sprengen ihre Grüfte,
Und durch Berg und Thal und Klüfte
Hallt ein freudig Jauchzen nach!

Auferstanden, auferstanden
Aus der Knechtschaft Todesbanden,
Streiter Gottes, nun zu Hauf!
Unsre Adler! Ha sie wittern
Ihren Raub — die Feinde zittern,
Unsre Adler fahren auf!

Zu den Waffen, zu den Rossen,
Auf, Ihr wackern Kampfgenossen,
Er ist da, der Ehrentag!
Besser flugs und fröhlich sterben,
Als so langsam hin verderben,
Und versiechen in der Schmach! *)

Besser flugs und fröhlich sterben, als so langsam hin verderben und versiechen in der Schmach, wiederholte eine volle, kräftige Stimme hinter ihm. Es war Leonore, welche eben, unbemerkt von ihrem Vater, eingetreten war, und der letzten Strophe seines Liedes zugehört hatte. Ja, das Lied hat Recht, sagte sie mit feurigem Ton, besser gleich sterben, als langsam hinsiechen! Ich aber, mein Vater, ich sieche schon so lange hin. Der erste Freiwillige, den ich sah, der hat mir einen Stich ins Herz gegeben und seitdem kranke ich und leide, und immer klingt's und singt's in mir, wie ich's einmal im Theater hörte: „welch Glück sonder Gleichen, ein Mannsbild zu sein!"

Und warum nennst Du es denn ein so großes Glück, ein Mannsbild zu sein? fragte der Wacht=

*) Lied aus dem Jahre 1813. Siehe: Volkswitz der Deutschen. Zehntes Bändchen. S. 78.

meister, während er sein Haupt niederbeugte, und nur mit seiner Arbeit beschäftigt schien.

Darum nenne ich es ein Glück, weil der Mann frei und kühn das thun darf, was ihm recht und gut deucht, rief Leonore, weil er, wenn das Vaterland ihn ruft, mit hochgehobenem Haupte und freiem Blick hintreten und antworten darf: hier bin ich! Dir gehört mein Arm! Dir gehört mein Blut! Dir, mein Vaterland! Für Dich bin ich bereit zu kämpfen und wenn es sein muß, zu sterben! — Siehst Du, Vater, wenn ein Mann so spricht, so klingt das wie Orgelton und die Weiber falten die Hände und hören ihm andächtig zu und die Kinder fallen auf ihre Kniee und beten für ihn. Wenn aber ein Mädchen so spricht, so klingt das allen Menschen wie ein Spottlied, und die Weiber würden ihre heldenmüthige Schwester verhöhnen, und die Kinder würden mit Fingern auf sie weisen und hinter ihr herschreien: seht da die Närrin, die thun will, was Männersache ist! Seht die Verrückte, die sich einbildet, sie könne Männerarbeit thun! Und mit ihren heiligsten Gefühlen wird sie zum Spott und mit ihren besten Gedanken wird sie verlacht werden!

Deshalb also, mein Kind, sagte ihr Vater, indem er gelassen an seinen Weidenruthen flocht, deßhalb soll sie ihre besten Gedanken Niemanden verrathen und ihre heiligsten Gefühle, die soll sie nur Gott vertrauen! Hast vergessen, was der Carl uns vorgelesen hat von der Jungfrau von Orleans? Schweigend und still hat sie Vater und Mutter verlassen und ist dahin gegangen, wohin Gott sie rief!

Aber dafür hat ihr Vater sie verflucht und verstoßen, sagte Leonore mit leiser zitternder Stimme. Vater, findest Du es recht und gut, daß der Vater seine Tochter Johanna verfluchte und verstieß, bloß weil sie der Stimme Gottes folgte und auszog, ihren König und ihr Vaterland zu befreien?

Nein, sagte der Wachtmeister, indem er sein Korbgeflechte bei Seite legte und aufstand, nein, ich finde das nicht recht, das hat mich allezeit verdrossen und gekränkt, wenn der Carl uns die Stelle gelesen hat.

Und was würdest Du gesagt haben, Vater? fragte Leonore mit bewegter Stimme. Nimm an, ich wäre die Johanna, die gottbegeisterte Jungfrau, und ich träte vor Dich hin und sagte: Vater, es duldet mich nicht länger in dem engen Hause! Die

Stimme des Königs und des Vaterlandes ist auch in mein Herz gedrungen und sie hat auch mich gerufen! Ich muß ihr folgen, denn ich fühle den Muth dazu und die Kraft, und es wäre feig und unwürdig von mir, wollt' ich dem Rufe des Vaterlandes nicht gehorchen! Vater, was würdest Du sagen, wenn ich die Johanna von Orleans wäre, und so zu Dir spräche?

Ich würde sagen: kniee nieder, meine Tochter, und empfange meinen letzten Segen, sagte Prohaski, indem er sich höher aufrichtete und dicht zu seiner Tochter hinschritt.

Leonore knieete nieder und ihre von Thränen umdüsterten Augen zu ihrem Vater erhebend, flüsterte sie: welchen Segen würdest Du für mich sprechen, Vater, wenn ich die Johanna von Orleans wäre? Oh, denke ich wär's und gieb mir Deinen Segen!

Wenn Du die Johanna von Orleans wärst, sagte der Alte feierlich und Du knieetest vor mir, wie Du es jetzt thuest und bätest um meinen Segen, so würde ich, so wie ich es jetzt thue, meine Hände auf Dein Haupt legen und also würde ich zu Dir sprechen: Gott der Herr, welcher Erde und Himmel in seiner starken Hand hält und ohne dessen Willen

kein Haar von unserm Haupt fällt, der wache über Dir und beschütze Dich. Er sei bei Dir auf dem Schlachtfelde und im Kugelregen! Er gebe Dir ein tapferes Herz, einen starken Arm und ein sicheres Auge. Er gebe Dir Muth, dem Tode zu trotzen, Muth, dem Tode ins Auge zu schauen. Du hast die Männerarbeit erwählt, Du hast Deine Liebe und Dein Leben dem Vaterlande zugeschworen, so gehe denn hin und sei ein Mann, liebe Dein Vaterland wie ein Mann, kämpfe wie ein Mann und wenn es sein muß, so stirb auch wie ein Mann! Aber in Deiner Todesstunde, da gedenke Deines Vaters, meine Tochter, und bete mit Deinen letzten Gedanken zu Gott, daß er auch mich bald erlöse und von hinnen führe, denn die Erde wird mir öde und leer sein, wenn Du nicht mehr auf derselben bist, und selbst der Siegesjubel der heimkehrenden Krieger wird mein altes Soldatenherz nicht mehr erfreuen, wenn ich Dich nicht unter den Siegern wiederfinde. Aber still, still, keine Thräne entweihe diese Stunde des letzten heiligen Abschieds! Gott hat alle starken und muthigen Herzen gerufen, folge seinem Rufe! Pflicht jedes starken und muthigen Herzens aber ist es, sein Vaterland mehr zu lieben als Aeltern und

Geschwister! Gehe denn hin, meine Tochter, und thue Deine Pflicht und denke, daß im Leben, wie im Tode der Segen Deines Vaters bei Dir ist! Und nun gieb mir noch einen letzten Kuß, einen Kuß, den nur Gott sieht und nur Gott versteht!

Leonore erhob sich von ihren Knieen, und ihre Arme um ihres Vaters Nacken schlingend, drückte sie einen langen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Vater, sagte sie dann, mit strahlender Begeisterung ihn anschauend, Vater, meine Lippen haben noch keines Mannes Lippen geküßt, außer die Deinen, und hier schwöre ich Dir, und möge Gott mir in meiner letzten Stunde gnädig sein, wenn ich meinen Schwur nicht halte, hier schwöre ich Dir, daß ich auch keines Mannes Lippen küssen werde, bis ich heimkehre zu Dir, mein Vater, oder zu Gott!

Ich glaube Dir, meine Leonore, sagte Prohaski feierlich, ich glaube Dir, und ich nehme Deinen Schwur an!

Leonore, mein Kind, jetzt ist es Zeit, rief ihre Mutter, eilig in die Thür tretend. Der Postillon ist schon mit den Pferden hier vorübergeritten, und in einer Viertelstunde wird die Postkutsche hier vor unserer Thür anhalten, um Dich mitzunehmen. Ich

bin selbst 'runter gegangen, zum Herrn Postmeister, und er will's uns zu Gefallen thun, daß er die Kutsche hier halten läßt, statt daß Du in das Postgebäude gehen mußt. Dadurch haben wir Dich eine Viertelstunde länger bei uns.

Aber meinen Koffer, Mutter, den müssen wir doch hinbringen? fragte Leonore.

Oh, der wäre doch für uns zu schwer gewesen, sagte Frau Prohaska mit einigem Stolz, der Carl trägt ihn eben mit zwei Kameraden hin. Er ist tüchtig schwer, Vater, der Koffer Leonorens. Sie ist Gott sei Dank recht gut und ordentlich eingerichtet, und das erste Jahr wird sie sich gar nichts zu kaufen nöthig haben.

Die liebe Mutter hätte mir gern alle ihr gehörigen Sachen und Kleidungsstücke mit eingepackt, wenn ich's nicht gehindert hätte, sagte Leonore lächelnd.

Mein Herz hätte ich Dir am Liebsten mit eingepackt, mein liebes Kind, rief ihre Mutter gerührt, und da ich das nicht konnte, so hab' ich Dir jetzt noch ganz schnell, wie Du fortgegangen warst, mein Brautkleid mit eingepackt. Es ist ein schönes prächtiges Seidenkleid, und ich hab's im Ganzen nur

drei Mal angezogen, an meinem Hochzeitstag und zu den Kindtaufen meiner beiden Kinder; es ist also noch so gut wie neu. Du erlaubst doch, Alter, daß ich es der Leonore schenke?

Ich erlaub's wohl, aber was soll sie damit? fragte der Alte.

Nun, welche närrische Frage, rief Frau Prohaska, putzen soll sie sich, Staat soll sie damit machen, wenn sie Sonntags vielleicht einmal in eine große Gesellschaft geht. Nicht wahr, Leonore, Du wirst schon wissen, was Du damit machen sollst?

Ja, Mutter, ich danke Dir von Herzen für das schöne Geschenk, und ich verspreche Dir, daß ich nur einen edlen und würdigen Gebrauch davon machen werde, sagte Leonore ernst. Das Brautkleid meiner Mutter soll nicht zu leichtsinnigen und flatterhaften Vergnügungen verbraucht werden, sondern es soll den höchsten und reinsten Zwecken dienen.

Weiß wohl, flüsterte ihre Mutter, mit mühsam zurückgehaltenen Thränen, weiß wohl, daß Du ein ehrbares Mädchen und eine gute Tochter bist, und daß Du niemals etwas thun wirst, dessen Deine alten Aeltern sich zu schämen hätten. Du bist allezeit mein Stolz und meine Freude gewesen, und

nimmer würde ich eingewilligt haben, mich von Dir zu trennen, wenn nicht jetzt Jeder für sein Vaterland und seinen König die schwersten und größten Opfer bringen müßte. Aber weh thut's doch, sehr weh, und —

Alte, unterbrach sie der Wachtmeister, keine Thränen jetzt. Haben nachher, wenn wir allein sind, noch Zeit genug, uns auszuweinen. So lang sie noch da ist, wollen wir sie anschauen und uns ihrer freuen. Einen Auftrag habe ich Dir noch zu geben. Geh zu meinem General, dem alten Blücher, und sag' ihm, er soll nicht schlecht von mir denken, und nicht glauben, daß ich ein feiger Faullenzer bin, weil ich nicht zu Felde ziehe. Sage ihm, daß ich mir noch nachträglich hab' müssen's Bein abnehmen lassen. Er soll mich also entschuldigen, wenn ich bei'm Appell fehle!

Ich werd's getreulich dem General bestellen, Vater!

Ih mein Gott, fragte Frau Prohaska verwundert, ist denn der General Blücher jetzt in Berlin?

Nein, sagte ihr Mann achtlos, er ist in Breslau, wohin alle Freiwilligen ziehen.

Aber wie kann denn da die Leonore an ihn eine

Bestellung ausrichten? fragte die Frau mit steigender Verwunderung.

Der Vater meint nur so, daß ich's ihm sagen soll, wenn er nach Berlin kommt, sagte Leonore rasch. Man spricht davon, daß der General Blücher kommen werde, um die Franzosen zu verjagen, und da meint der Vater nur, daß ich seine Bestellung dann ausrichten könnt'.

Schwester, Schwester, die Postkutsche kommt, rief Carl, athemlos hereinstürzend. Der Postillon hat schon zum dritten Mal geblasen!

Nun denn, mein Kind, so müssen wir scheiden, sagte der Wachtmeister tief bewegt, indem er Leonore mit einer ungestümen Hast in seine Arme zog. Gott segne Dich, meine Tochter! Die Gedanken Deines Vaters werden allzeit bei Dir sein!

Er ließ sie aus seinen Armen los und schob sie sanft zu ihrer Mutter hin. Die beiden Frauen hielten sich lange schweigend umfaßt. Keine von ihnen sprach ein Wort, aber ihre Thränen und diese letzten langen Blicke, mit denen sie einander anschauten, waren beredter als alle Worte.

Und mich vergißt Du ganz? rief Carl schmerzvoll. Von mir willst Du gar keinen Abschied nehmen?

Leonore riß sich von ihrer Mutter Herzen und schlang ihre beiden Arme um den Nacken ihres Bruders. Lebewohl, meines Herzens Liebling, mein Carl, rief sie. Mache den Aeltern Freude, und bedenke, daß Du sie von nun an lieben mußt für uns Beide! Lebewohl, mein Bruder, und verzeih mir, daß ich früher geboren ward als Du und daß Du nicht an meiner Stelle bist. Gott hat es so gewollt, Gott hat uns Beide an unsere Stelle gesetzt, und wir wollen sie Beide würdig ausfüllen!

Ja, das wollen wir, sagte Carl unter Thränen, gewiß, das wollen wir.

Draußen rasselte eben ein Wagen heran und hielt vor dem Hause an. Ein schmetterndes Posthorn ertönte.

Vater, Mutter und Bruder, lebt wohl! rief Leonore, und indem sie ihre beiden Arme gen Himmel erhob, fuhr sie fort: Du mein Gott da droben, wache über ihnen, und wenn es Dein Wille ist, so laß mich dereinst zu ihnen zurückkehren!

Sie warf sich hastig ihren Mantel über, und ohne sich nur noch einmal umzuschauen, stürzte sie von dannen und sprang in den Wagen.

Lebewohl, Lebewohl, Leonore! riefen die Aeltern

und der Bruder, die ihr gefolgt waren und vor der Thür des Hauses standen.

Sie lehnte ihr Haupt aus dem Wagenfenster. Lebt wohl, rief sie, und Gott —

Das schmetternde Posthorn übertönte ihre Worte; der Wagen rollte von dannen.

Die Drei schauten ihm nach, bis er um die nächste Ecke verschwunden war, dann traten sie still und seufzend wieder in das kleine Haus zurück.

Carl schlüpfte hinauf in seine stille Bodenkammer, um da ungestört zu weinen. Die beiden Alten kehrten in ihr Wohnzimmer zurück.

Oh, wie still es jetzt hier ist, so still wie im Grabe, seufzte Frau Prohaska, das macht, mein Kind, mein Sonnenschein fehlt hier und wird mir aller Orten fehlen! Oh, Alter, mein Herz thut mir so fürchterlich weh, und es ist mir, als hätt' ich meine Leonore auf ewig verloren, als würde ich sie nimmer wiedersehen. Ach, warum haben wir sie gehen lassen, warum haben wir sie nicht an unserm Herzen zurückgehalten, unser Kind, unsere einzige Tochter! Mein Gott, wenn ich sie nun nicht wiedersehe, wenn sie der Tod heimsuchte! Oh, oh, mein

Gott, erbarm' Dich eines armen Mutterherzens, beschütze mein Kind, mein theures Kind!

Sie sank auf einen Sessel nieder, und ihre Schürze über ihr Haupt werfend, daß ihr Antlitz ganz davon bedeckt war, weinte sie laut.

Der alte Wachtmeister ging schweigend und mit ungewohnter Hast einige Male im Zimmer auf und ab. Er war's sich kaum bewußt, daß auch er weinte, und daß die Thränen, großen Perlen gleich, über seine Wangen in den grauen Bart niederrollten. Das laute Schluchzen seiner Frau weckte ihn aus seinem stillen Kummer.

Still, Frau, still, sagte er, vor ihr stehen bleibend. Es ist jetzt zu spät zum Weinen. Laß uns vielmehr fröhlich sein, denn die Leonore ist ein tapferes Herz, und sie hat ihre Schuldigkeit gethan gegen ihr Vaterland und ihren alten invaliden Vater! Wir wollen also vergnügt sein, wir wollen singen!

Und mit zitternder Stimme, während die Thränen aus seinen Augen niederrollten, begann er zu singen:

Ihr Deutsche auf in Süd und Nord!
Hinweg gemeiner Neid!
Wir Alle reden eine Sprach'

Und stehen All' für Eine Sach'
Im ehrenvollsten Streit!

Und wer sich feig entzieht dem Kampf
Für Freiheit und für Ehr',
Wer nicht das Schwert ergreift zur Stund',
Der leb' und sterb' als schlechter Hund,
Der sei kein Deutscher mehr! *)

---

*) Lied aus dem Jahre 1813. Siehe: Volkswitz. Zehntes Bändchen. S. 92.

IV.

Die Nationalrepräsentanten.

Am Nachmittag vier Uhr langte Leonore Prohaska mit der Postkutsche in Berlin an. Sie hatte unterwegs mit geschlossenen Augen ihr Haupt in die Polster des Wagens zurückgelehnt, und die Reisegefährten hatten daher wenig Acht gegeben auf das junge Mädchen, von dem sie meinten, daß sie schlafe. Aber Leonore hatte jedes Wort vernommen, was gesprochen worden, und gerade an diesen Gesprächen der Reisenden hatte sich ihre Seele gestärkt und ihr Herz seinen freudigen Muth wiedergefunden.

Denn die Reisenden hatten sich erzählt von der Begeisterung, die überall in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem einzelnen Hause sich kund thue, eine Begeisterung, die schon weit über die Grenzen Preußens hinausfluthete und wie ein unaufhaltsamer, reißender Strom Alles mit sich fortreiße, selbst die

Besonnensten und Zaghaftesten in seinem Strudel fortwirbele und die Kleinmüthigsten und Hoffnungslosesten mit freudigen Hoffnungen erfülle. Einer der Reisenden kam so eben von Breslau, und mit hinreißender Beredtsamkeit wußte er von dem dortigen wunderbaren Leben und Treiben zu erzählen, von den Freiwilligen, die täglich zu Tausenden aus allen Gegenden des Landes heranströmten und jubelnd unter den Fenstern des Königs vorüberzögen, von dem tapfern Major von Lützow, der mit seiner jungen wunderschönen Frau nach Breslau gekommen und dort wegen Mangels an Raum mit ihr in einer elenden Schenke wohne.

Und in der ehemaligen Bierstube dieser elenden Schenke, sagte er, nimmt die schöne Frau von Lützow die Meldung der Freiwilligen entgegen, die sich für die Schaar der Rache melden. Ihr Mann ist von früh bis in die Nacht mit der Ausrüstung seines Corps, mit den sonstigen nöthigen Anordnungen, mit tausenderlei Dingen beschäftigt, und seine schöne Frau ist sein Werbe-Officier. Sie ist schön wie ein Engel, eine reiche Grafentochter, welche durch die Verbindung mit dem tapfern Major von Lützow, die sie gegen den Willen ihrer Familie

durchgesetzt, ihren ahnenstolzen Vater so erzürnt hat, daß er ihr gar kein Vermögen, nicht einmal eine Aussteuer mitgegeben hat, sondern gerade das als Bedingung seiner Einwilligung in die Heirath gemacht hat, daß der Major von Lützow sie ohne alle Mitgift heirathe. Aber das schöne Grafenkind ist freudig aus ihrem stolzen Schlöß herniedergestiegen in die enge Wohnung des preußischen Majors, den sie liebte um seiner Tapferkeit und um der Narben willen, welche er auf seiner Stirn trug und die er 1806 im Kampf gegen die Franzosen erhalten hat.

Ich kenne diese Dame, sagte der zweite Reisende, sie ist eine Tochter des dänischen Grafen von Ahlefeldt, ein Wunder von Anmuth, Grazie und feiner Sitte. Dabei haßt sie die Franzosen eben so glühend wie ihr Gemahl, und gerade dieser gemeinschaftliche Franzosenhaß ist es, der sie Beide zusammengeführt hat.

Wie denn das? fragte der Andere lebhaft. Ich bitte, erzählen Sie!

Die junge Gräfin machte vor einigen Jahren mit ihrer Erzieherin eine Reise in einen vielbesuchten deutschen Badeort, erzählte der Reisende. Sie aßen Beide Mittags an der table d'hôte des Curhauses, an der ein buntes Gemisch von Menschen aus

aller Herren Länder versammelt war. Der Zufall wollte, daß die junge Comtesse einen französischen Officier zum Tischnachbar hatte, der sogleich die junge Dame in ein sehr interessantes lebhaftes Gespräch zu verwickeln wußte. Er erzählte anziehend von seinen Feldzügen und Reisen, und die junge Gräfin hörte ihm gern zu und bewies ihm lebhaft ihre Theilnahme. Der Franzose, entzückt über diesen Antheil des jungen, schönen Mädchens, wagte es, ihre Hand zu ergreifen und einen glühenden Kuß auf dieselbe zu pressen. Die junge Comtesse schrak zusammen, eine glühende Röthe übergoß ihr schönes Angesicht, und ohne sich zu bedenken, nur dem ersten Impuls ihres Gefühls folgend, nahm sie ein vor ihr stehendes Glas Wasser und goß es über ihre Hand, welche der Franzose zu küssen gewagt. Unfern von ihr saßen einige preußische Officiere, die den ganzen Vorgang bemerkt hatten und jetzt bei der jungfräulichen Abwaschung des französischen Kusses ein lautes Bravo nicht unterdrücken konnten. Der Eine von diesen Officieren war der jetzige Major von Lützow. Nach aufgehobener Tafel näherte er sich der Comtesse, ließ sich durch einen gemeinschaftlichen Bekannten vorstellen und bezeigte

ihr im Namen aller Deutschen seinen glühenden Dank für die kühne Zurückweisung des Franzosen. Das war der Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Herrn von Lützow, und das Ende war ihre Verheirathung mit ihm.*) Sie ist also jetzt in Breslau, Sie haben sie dort gesehen?

Wohl habe ich sie gesehen, denn ich war mit einem Freund, der sich bei'm Lützow'schen Corps melden wollte, in die Wohnung des Majors gegangen. Wir fanden aber nur seine junge schöne Frau; sie empfing die Meldung meines Freundes mit solch einer Anmuth, solch einem strahlenden Freudenblick, sie sprach so tiefempfundene, begeisterte Worte über den großen und heiligen Völkerkampf, der jetzt beginne, und dem Niemand sich entziehen dürfe, daß ich selber ganz davon hingerissen war und mich auf der Stelle den Lützower Jägern einverleibt hätte, wenn ich nicht schon als Landwehrmann eingetreten war.

Leonoren, wie gesagt, war kein Wort dieses Ge-

*) Die Erzählung dieses Vorganges danke ich der persönlichen Mittheilung der Gräfin Ahlefeldt (früher Frau von Lützow), die mir diese kleine Scene mit reizender Naivetät und Anmuth schilderte. D. V.

sprächs entgangen, und heimlich sagte sie jetzt zu sich selber: Diese Frau muß ich kennen lernen. Zu ihr will ich gehen und sie soll mich anwerben für das deutsche Vaterland!

Die Reisenden sprachen weiter. Sie erzählten, wie der König gar nicht an einen günstigen Erfolg des ersten Aufrufs an die Freiwilligen geglaubt und wie er deshalb diesen vom Staatskanzler von Hardenberg verfaßten Aufruf gar nicht unterzeichnet habe. Vier Tage später sei der König, der eben mit ungewöhnlicher Heftigkeit dem General Scharnhorst das Nutzlose dieses Aufrufs an die Freiwilligen auseinandersetzte, von einem ungewöhnlichen Geräusch auf der Straße unterbrochen worden. Neugierig, zu wissen was dies Geräusch bedeute, trat der König an's Fenster und General Scharnhorst folgte ihm dahin. Es kam aber ein langer Zug von Wagen, achtzig an der Zahl, daher, und auf diesen Wagen saßen lauter bewaffnete Jünglinge und Männer. Alle diese Wagen hielten vor dem Schlosse an, und der eintretende Adjutant meldete dem König: das seien Freiwillige, die von Berlin so eben anlangten. Scharnhorst wandte sich zum König hin und rief triumphirend: Werden Ew. Ma-

jestät sich nun überzeugen, daß Ihr Volk bereit ist, für Sie und das Vaterland zu kämpfen? — Der König antwortete nicht, aber Ströme von Thränen entstürzten seinen Augen und unter Thränen lächelte er. *) —

Endlich war die Fahrt beendet und Leonore langte in Berlin an. Allein und einsam stand sie neben ihrem Koffer auf dem Hofe der königlichen Post; Niemand kümmerte sich um sie, Niemand hatte Theilnahme für sie. Aber Leonore zagte nicht, und keine Spur von Zweifel und Bangen war in ihr. Von einem auf dem Hofe spielenden Knaben ließ sie sich einen Fiacre holen und fuhr mit ihrem Koffer von dannen. Aber nicht nach dem Hause ihres Pathen, des Kaufmanns Werkmeister in der Jägerstraße, nahm sie ihren Weg. Sie fuhr zuerst nach der Taubenstraße, dort vor einem großen düstern Hause hielt der Wagen an, Leonore stieg aus, und indem sie den Kutscher bat, sie hier zu erwarten, schlüpfte sie in das Haus. Mit beflügelten Schritten eilte sie drei enge Stiegen hinauf und befand sich jetzt auf einem düstern schweigenden Corridor,

---

*) Beitzke. I.

an dessen beiden Seiten kleine, mit Nummern bezeichnete Thüren sich befanden.

An der mit einer Nummer 3 bezeichneten Thür klopfte Leonore. Eine weibliche Stimme von innen fragte: Wer ist da?

Ich bin es, Leonore Prohaska!

Ein lauter Freudenschrei ertönte, dann ward die Thür rasch geöffnet und ein junger Soldat in voller Uniform erschien auf der Schwelle.

Jetzt war es Leonore, welche einen Schrei ausstieß und erröthend einen Schritt zurückwich.

Verzeihen Sie, sagte sie schüchtern, das muß ein Irrthum sein. Ich suche hier meine Freundin, eine junge Putzmacherin, Namens Caroline Petersen.

Der junge Soldat lachte, aber es war das frische helle Lachen eines jungen Mädchens. Du erkennst mich also wirklich nicht, Leonore? rief er, Du hältst mich also wirklich für das, was ich sein möchte und nicht bin, für einen Mann?

Mein Gott, Du bist es? rief Leonore, Du —

Still, still, flüsterte die Andere, indem sie sie hastig in das Gemach zog und die Thür sorgfältig hinter sich verschloß. Um Gotteswillen, daß uns Niemand hört. Welch ein Scandal würde es geben,

wenn die Andern erführen, daß der Freiwillige Carl Petersen auf seinem Zimmer Besuche von schönen jungen Mädchen empfängt. Es wohnen hier im Gasthof lauter Freiwillige, und Niemand von ihnen ahnt, daß ich ein Mädchen bin, und Niemand soll und wird es jemals ahnen. Nun aber willkommen, meine theure Leonore, und sage mir, was führt Dich her nach Berlin? Hast Du meinen Brief erhalten?

Ja, Caroline, ich habe Deinen Brief erhalten, sagte Leonore ernst, und dieser Brief hat mir wehe gethan, denn Du nennst mich darin feig und ehrlos, weil ich daheim bleiben wolle, während das Vaterland der Arme aller seiner Kinder bedürfe, während Jeder, der noch der Begeisterung und des Muthes fähig, entschlossen wäre, in diesem heiligen Kampfe mitzukämpfen.

Und das ist die Wahrheit, Leonore, rief Caroline heftig, das Vaterland hat uns Alle gerufen, und der ist ein Feigling, der diesen Ruf überhört!

Wer sagt Dir aber, daß ich ihn überhört habe? fragte Leonore einfach.

Wie? rief Caroline freudig. Leonore, auch Du —

Still, unterbrach sie Leonore, Alles dies be-

sprechen wir nachher. Jetzt habe ich Eile, denn unten steht ein Fiacre, der auf mich wartet und in dem sich mein Koffer befindet. Sage mir nur schnell, Caroline, kannst Du mich für heute bei Dir behalten und auf eine Nacht Aufnahme gönnen?

In dieser Frauenkleidung, Leonore?

Nein, in Männerkleidung, Caroline.

Oh, in Männerkleidung bist Du mir tausend Mal willkommen, jubelte Caroline, ihre beiden Arme um Leonorens Nacken schwingend und sie fest an sich drückend.

Aber noch habe ich meine Männerkleidung nicht, sagte Leonore lächelnd, und noch habe ich auch kein Geld dazu. Nenne mir also rasch Jemand, der Kleider kauft, denn ich will sogleich mit meinem Koffer dahin fahren, und Alles, was ich mitgebracht habe, verkaufen.

Komm, Leonore, komm, ich fahre mit Dir, sagte Caroline, ich kenne an der Spittelbrücke einen sehr patriotischen und gutherzigen alten Juden, an den auch ich meine Kleider verkauft habe, und der mir reichlich dafür gezahlt hat, als ich ihm sagte, daß ich für das erlöste Geld meinem Bruder die Montirung kaufen wollte. Zu diesem Juden fahren wir

hin, aber ich bleibe im Wagen sitzen, während Du in seinen Laden gehst, denn er möchte mich sonst erkennen. Du findest auch bei ihm ganz neue Männerkleider, die Du für Deinen Bruder, das heißt für Dich selber, kaufen kannst.

So komm und laß uns eilen, sagte Leonore, die Freundin mit sich fortziehend. —

Eine Viertelstunde später hielt der Fiacre vor einem der Trödlerläden an der Spittelbrücke, und Leonore stieg aus, in ihren Armen ein großes Packet Kleider, Tücher, Röcke und Schürzen haltend, die sie während der Fahrt aus ihrem Koffer genommen.

Der alte Kleiderhändler Hirsch, vor seiner Ladenthür stehend, empfing das junge Mädchen mit freundlichem Gruß, und lud sie ein, in seinen Laden zu treten und ihm ihr Begehr zu sagen.

Leonore legte die Kleider auf den Ladentisch, und sagte hochathmend und beklommen: ich möchte alle diese Sachen hier verkaufen, mein Herr.

Der Kleiderhändler setzte langsam seine Brille auf und hob dann die Kleidungsstücke, eins nach dem andern, empor, sie mit prüfendem Blicke betrachtend.

Wenn er mir nun nicht so viel Geld giebt, als

ich bedarf? fragte Leonore angstvoll sich selber. Wenn diese Sachen nicht ausreichen, und er mir so wenig giebt, daß ich mir keinen Anzug kaufen kann?

Und als habe der alte Hirsch die angstvolle Frage ihres Herzens vernommen, sagte er kopfschüttelnd: kann nicht viel geben für die paar Kattunkleider und Schürzchen. Es ist Alles recht sauber und gut erhalten, aber es hat keinen Werth, nicht den geringsten Werth.

Doch da ist auch noch ein seidenes Kleid, mein Herr, sagte Leonore mit zitternder Stimme, sehen Sie nur, ein ganz neues schönes Seidenkleid.

Neu? fragte der Jude achselzuckend, während er das Kleid hervorzog und mit spöttischem Lächeln es auseinander breitete. Neu ist das Kleid nicht, denn es ist so altmodisch gemacht, daß man's nur auf einem Maskenball anziehen könnte, und der Stoff ist auch nichts werth, denn es ist nur Halbseide, und das Meiste daran ist Baumwolle. Ist auf den Schein gearbeitet, Alles auf den Schein! Sieht wie schweres Seidenzeug aus, und die dicken Querfäden, die ihm ein so schweres Ansehen geben, sind alle pure Baumwolle! Was wollen Sie denn haben für das Ganze, mein schönes Mamsellche?

Weiß nicht, sagte Leonore leise, so viel als Sie mir irgend geben wollen!

Ja, ja, murrte der Alte, viel Geld soll ich geben für wenig Waare, das verlangen sie Alle. Ich will Ihnen sagen, das Höchste, was ich für die Sachen zusammengenommen geben kann, das sind zwölf Thaler.

Zwölf Thaler! rief Leonore mit solchem Ausdruck des Entsetzens, daß der Alte zusammenschrak, und seine grüne Brille auf seine Stirn emporschiebend, seine kleinen, funkelnden Augen mit forschenden und prüfenden Blicken auf das junge Mädchen heftete.

Zwölf Thaler, wiederholte Leonore noch einmal, und nicht mehr im Stande, ihren Schmerz zurückzuhalten, oder den Thränen zu wehren, die ihren Augen entströmten, rang sie leise ihre Hände ineinander und murmelte: es ist also Alles vergeblich. Zwölf Thaler genügen nicht! Man kann dafür keine Uniform und keine Montirung kaufen.

Der alte Hirsch hatte ihre Worte gehört. Wie denn? fragte er hastig. Sie wollen die Kleider verkaufen, um dafür Uniform und Montirung zu kaufen?

Ja, mein Herr, sagte Leonore, meine Mutter

und ich wir wollten unsere Kleider verkaufen, weil wir hofften, dafür so viel Geld zu erlangen, um meinem Bruder einen anständigen Anzug, ein Gewehr, einen Hirschfänger und Czako zu kaufen, denn mein Bruder will unter die Lützow'schen Jäger gehen.

Lützow'scher Jäger will er werden, der Bruder? fragte Hirsch rasch. Ist das kein Vorwand, he? Sagen Sie das nicht blos, um Geld zu erpressen? Können Sie's mir schwören, daß dazu die Kleider verkauft werden sollten?

Ich kann's Ihnen schwören bei dem großen Gott im Himmel, an den wir Alle glauben, sagte Leonore feierlich. Ich kann's Ihnen aber auch beweisen!

Wie denn? Wodurch denn?

Dadurch, daß ich gleich hier in Ihrem Laden einen Anzug für meinen Bruder kaufe. Er ist genau so groß wie ich, und ganz von meiner Figur, denn wir sind Zwillingsgeschwister.

Und Lützower Jäger will der Bruder werden? Warum kommt er nicht selbst her, und sucht sich einen Anzug aus?

Er ist in Potsdam, mein Herr, und weiß gar nicht, daß ich hier bin. Es ist morgen sein Geburts-

tag und wir wollen ihn überraschen mit der Ausrüstung.

Und er soll seine Ausrüstung haben, rief der alte Hirsch, ja, er soll sie haben. Ich les' in Ihren Augen, daß Sie die Wahrheit gesprochen, mein Kind, und daß Sie das Geld nicht zu leichtsinnigen Zwecken verwenden wollen, sondern für die große Sache des allgemeinen Vaterlandes. Hab' auch ein Herz für das Vaterland, und Niemand soll uns Juden nachsagen, daß wir uns nicht fühlen und bekennen als Deutsche, daß unsere Herzen nicht gelitten haben unter der Schmach, die ganz Deutschland erduldet hat, daß wir nicht freudig und bereitwillig unser Blut und Leben, und was mehr sagen will, unser Hab und Gut hingeben wollen für die Sache des Vaterlandes. Wer ist der Erste gewesen, der in Berlin seine freiwillige Gabe dargebracht hat für das Vaterland? Ein Jude ist's gewesen! Der Aelteste der Judenschaft, der Herr Gumpert, der hat den Reigen eröffnet von den patriotischen Gaben. Der hat der Oberregierungs-Commission dreihundert Thaler geschickt zur Equipirung armer Freiwilliger. *)

*) Historisch.

Unser Gumpert ist der Erste gewesen, der für das Vaterland geopfert hat, und ich, der Hirsch, ich will nicht der Letzte sein. Ich hab' mich verrechnet, ich will Ihre Sachen nochmals prüfen, und was ich geben kann, das geb' ich!

Er unterwarf die Kleider einer raschen, flüchtigen Musterung, dann sagte er kopfschüttelnd, indem er über das seidene Kleid mit seiner langen, dürren Hand hinstrich: wie konnte ich mich nur so versehen, und dies Zeug für Halbseide halten! Es ist Seide, reine, schwere Seide, und aus diesem prächtigen weiten Rock kann man sehr gut allein zwei Kleider machen von der engen und modernen Art. Für dies Kleid allein gebe ich Ihnen zwanzig Thaler, und die übrigen Sachen, nun die wollen wir zusammen auch zwanzig Thaler berechnen.

Oh, rief Leonore mit freudestrahlenden Blicken, dem Alten ihre beiden Hände darreichend, oh Sie sind ein edler Mann, ein ächter Vaterlandsfreund! Ich danke Ihnen, und möge das gerettete Vaterland dereinst Ihnen lohnen können.

Ach, der arme Hirsch kann wenig Lohn verdienen vom Vaterland, sagte der alte Mann seufzend. Ich bin arm, hab' nicht einmal einen Sohn, den

ich dem Vaterland geben, und ihm meine Rache übertragen könnt'. Ich hatte einen Sohn, einen braven, lieben Sohn, aber Anno sieben, als die Franzosen hier ankamen, und überall raubten und plünderten, da wollt' er unser Hab und Gut vertheidigen, und wehrte sich gegen die Franzosen, die in unser Haus einbrachen, und entbrannte gegen die Wüthriche in gerechtem Zorn, und schalt sie und ihren Kaiser Mörder und Räuber. Da haben sie ihn erstochen, vor meinen sichtlichen Augen erstochen. Es war mein einziges Kind, und meine einzige Erdenfreude! Aber still, still, es ist jetzt keine Zeit zum Klagen. Frohlocken will ich, ja frohlocken, denn die Stunde der Rache ist gekommen, und wir wollen den Franzosen vergelten, was sie uns gethan haben! Wär' ich nicht ein so alter, gebrechlicher Kerl, so würde ich selber Soldat werden, so aber kann ich nur noch helfen, Soldaten auszurüsten. Ihr Bruder soll Soldat werden, mein Kind, wir wollen ihn ausrüsten für die Schaar der Rache! Meinen Sohn, meinen unschuldigen, geliebten Sohn soll er mir rächen an dem Tyrannen Napoleon und dem Franzosengesindel, die uns so lange und so schmählich unter die Füße getreten haben! Ja, ja,

ich geb' Ihnen vierzig Thaler für Ihre Sachen, aber ich geb' nicht Alles baar. Sehen Sie da diesen schwarzen Anzug, er ist ganz neu, gestern erst vom Schneider gekommen. Ihr Bruder ist so groß, wie Sie, sagten Sie nicht so?

Genau so groß wie ich, und eben so gewachsen, denn er ist mein Zwillingsbruder!

Nun sehen wir einmal, ob diese Kleider Ihnen passen würden!

Mit geschäftiger Eile zog Herr Hirsch sein Maaß hervor, und maß mit Schneidergewandtheit Leonorens Figur. Dann legte er das Maaß an die Beinkleider und den Rock von schwarzem Tuch an.

Es paßt Alles auf ein Haar, und ganz genau, rief er fröhlich. Und hier ist auch eine hübsche seidene Weste, die dazu gehört. Nun merken Sie wohl auf! Den ganzen Anzug berechne ich Ihnen mit zwölf Thalern; es bleiben Ihnen also noch acht und zwanzig Thaler. Nun kaufen Sie zuerst Ihrem Bruder eine schöne Büchse, wie sie die Jäger brauchen. Dafür zahlen Sie zehn Thaler; dann einen Hirschfänger und einen Czako. Kostet zusammen fünf Thaler. Bleiben Ihnen noch dreizehn Thaler. Dafür stecken Sie Ihrem Bruder ein paar

gute Hemden und ein paar neue Stiefeln in den Tornister, und das Geld, das dann noch bleibt, das geben Sie ihm als Taschengeld. Soll's so sein? Ist der Handel abgemacht?

Ja, der Handel ist abgemacht!

Gut. So haben Sie hier Ihren Anzug, und hier die acht und zwanzig Thaler.

Er zählte mit geschäftigen Händen die blanken Thaler auf dem Ladentisch auf, und schob dann das Geld und die Kleider Leonoren hin.

Hier ist die Ausrüstung für unsern Lützower Jäger, rief er.

Und hier sind die Kleider, mein Herr, sagte Leonore, indem sie dem Alten die Sachen hinreichte, aber indem sie das that, neigte sie rasch ihr Haupt und drückte einen Kuß auf das Seidenkleid.

Der alte Hirsch sah sie erstaunt an.

Es ist das Brautkleid meiner Mutter, mein Herr, sagte Leonore, gleichsam um Entschuldigung bittend. Es war bisher unser größter Schatz, und ich gab ihm nur den Abschiedskuß.

Der alte Hirsch blickte sinnend vor sich hin. Hören Sie, mein Kind, sagte er, ich werde dies Kleid nicht verkaufen. Ich werde es hängen lassen

bis nach beendetem Krieg. Wenn Ihr Bruder glücklich heimkehrt, sollen Sie mit ihm hieher kommen, und zum Wiedersehensgruß will ich ihm das Brautkleid Ihrer Mutter schenken. Dafür aber soll er mir Einen Gefallen thun!

Was für Einen Gefallen?

Er soll bei jedem Franzosen, den er niederhaut, laut ausrufen: „Moses Hirsch ist gerächt!" Moses hieß mein lieber, unglücklicher Sohn, und ich denk', er wird ruhiger und seliger schlafen in seinem Grabe, wenn er's hört, daß sein Vater ihm einen Rächer gesandt hat. Wollen Sie's mir im Namen Ihres Bruders versprechen, daß er den Ruf nimmer vergißt?

Ich verspreche es Ihnen im Namen meines Bruders! Bei jedem Franzosen, den er niederhaut, wird er rufen: Moses Hirsch ist gerächt!

Dank Ihnen, Dank, sagte Hirsch gerührt. Mein Sohn wird's hören, und er wird vom Himmel hernieder lächeln auf seinen alten, einsamen Vater. Und nun, mein schönes, liebes Mädchen, Gott befohlen! Geben Sie her, ich trage Ihnen das Packet zu Ihrem Wagen hin!

Nein, nein, geben Sie her! rief Leonore ängstlich, geben Sie her, ich —

Aber der alte Mann hörte nicht auf sie, er nahm das Packet mit dem Männeranzug und eilte damit aus seinem Laden zu dem Fiacre hin.

Eben schaute Caroline Petersen ungeduldig aus dem Schlag hervor, und rief ihrer Freundin zu, sich zu beeilen.

Der alte Hirsch stieß einen Schrei aus, und starrte Caroline an. Herr, mein Gott, rief er, Sie im Männeranzug, Sie ein Freiwilliger?

Ach, rief Caroline, ihre Verwirrung unter einem lauten Lachen verbergend, ich sehe schon, was Sie erstaunt! Sie verwechseln mich mit meiner Schwester. Ich weiß, die war bei Ihnen, und hat an Sie ihre Sachen verkauft, um mich zu equipiren. Ja, ja, wir sind sehr leicht zu verwechseln, denn wir gleichen einander wie ein Ei dem andern. Das macht, wir sind Zwillingsgeschwister.

Der hat eine Zwillingsschwester, wie Sie einen Zwillingsbruder, sagte Hirsch, mit einem seltsamen Lächeln sich zu Leonoren wendend. Still, still, ich begreife jetzt Alles! Gott schütze die muthigen Zwillingsgeschwister! Fort, Kutscher, fort!

Wohin? fragte der Kutscher.

Nach der Jägerstraße 23, zum Kaufmann Werkmeister, rief Leonore, dem alten Juden Hirsch einen letzten Gruß zunickend.

Der Wagen rollte von dannen.

Was willst Du denn bei dem Herrn Werkmeister? fragte Caroline.

Ich will bei ihm meinen letzten Besuch als Mädchen machen, sagte Leonore. Wenn ich von ihm zurückkehre, lege ich meine Frauenkleider ab, und werde Dein Kamerad, und wir gehen dann zusammen hin und kaufen meine Montirung.

Aber wär's nicht besser, wenn ich dann voraus führe nach unserm Gasthof, während Du Deinen Besuch machtest? fragte Caroline. Du hast den Fiacre schon über eine Stunde, und wir Freiwilligen müssen Geld sparen, um so lange als möglich uns selber ernähren zu können, und nicht dem Staat zur Last zu fallen.

Es ist wahr, sagte Leonore. Ich will hier aussteigen, und Du hast die Güte, meinen Koffer und das Packet in Dein Quartier mitzunehmen. He, Kutscher, halt!

Der Fiacre hielt an, und Leonore, sich fest in

ihr Tuch einhüllend, sprang aus dem Wagen. Fahren Sie jetzt nach der Taubenstraße zurück, sagte sie, und helfen Sie dem Herrn meinen Koffer hinauftragen. Vorher aber will ich das Ganze bezahlen. Sagen Sie mir also, was ich Ihnen schuldig bin?

Von der Post nach der Taubenstraße vier Groschen, sagte der Kutscher gelassen.

Und weiter?

Weiter gar nichts!

Wie denn, weiter gar nichts? Sie haben lange in der Taubenstraße gehalten, dann sind wir hierher gefahren, hier haben Sie wieder lange warten müssen, und nun wieder zurück nach der Taubenstraße.

Ja, aber von der Taubenstraße an saß 'n Freiwilliger im Wagen, sagte der Kutscher, indem er seinem Pferde einige leise, liebkosende Peitschenhiebe versetzte. Wir Fiacrekutscher in Berlin nehmen niemals nicht Geld davor, wenn wir 'n Freiwilligen fahren. Es muß ein Jeder, so viel er kann, für's Vaterland thun. Sie sind mir also blos vier Groschen schuldig!

Hier sind sie, sagte Leonore, dem Kutscher das Geld darreichend, und schönsten Dank dazu.

Sie haben mir gar nischt zu danken, sagte der Kutscher mürrisch, denn Sie sehen's ja, Mädchens fahr' ich nicht umsonst. Man blos Freiwillige!

Morgen wird er mich auch umsonst fahren, sagte Leonore, indem sie dem davon rollenden Fiacre nachschauete. Morgen bin ich kein Mädchen mehr! Denn jetzt gehe ich, um von meinem Mädchenthum und meiner Vergangenheit den letzten Abschied zu nehmen!

Und mit entschlossenen Schritten ging sie über den Gensd'armenmarkt nach der Jägerstraße dahin.

Ich muß meinem Herrn Pathen doch sagen, daß ich seinen Vorschlag nicht annehmen kann, sagte sie zu sich selber, denn wenn ich das nicht thäte, so würde er vielleicht noch einmal an mich nach Potsdam schreiben und dann erführe die Mutter dadurch vor der Zeit, daß ich ihr die Unwahrheit gesagt und nicht beim Herrn Pathen bin. Weiß er's aber, daß ich nicht kommen kann, so schreibt er nicht wieder und Niemand erfährt dann etwas von meinem Vorhaben!

Vor dem Hause in der Jägerstraße 25, wo der Kaufmann Werkmeister wohnte, fand heute ein ungewöhnliches Gedränge statt. Nur mit Mühe konnte

Leonore sich durch die Menge bis zu der Thür des Hauses hindurchwinden. An dieser bemerkte sie jetzt ein großes angeheftetes Plakat, auf welchem mit riesengroßen Buchstaben gedruckt stand: „Hier werden die goldenen Trauringe gegen eiserne ausgetauscht.“

Etwas erstaunt über diese seltsame Inschrift trat Leonore in das Haus ein und schritt über den Flur zu der offenen Thür der Wohnstube ihres Pathen hin.

Herr Rudolf Werkmeister befand sich in derselben und ohne sie genauer anzusehen, näherte er sich ihr und hielt ihr ein Kästchen dar, welches eine Menge hellblinkender Ringe enthielt.

Beliebt es Ihnen auszuwählen und den goldenen hier in die Oeffnung der verschlossenen Büchse zu legen, sagte er.

Leonore sah ihn lächelnd an. Ich bin es, Herr Pathe, sagte sie, ihm ihre Hand darreichend.

Ah, Du Leonore Prohaska, rief Herr Werkmeister, eilig seinen Kasten bei Seite setzend. Du hast also meinen Brief erhalten, mein Kind? Du hast Dich endlich entschlossen, meinen Wunsch zu erfüllen und zu mir zu ziehen und meiner Frau im Geschäft und im Hause hülfreiche Hand zu leisten?

Nun, Du konntest zu keiner gelegeneren Stunde kommen als eben jetzt und darum sei von Herzen willkommen.

Leonore heftete ihre großen dunkeln Augen mit einem traurigen Blick auf das gute, freundliche Antlitz des Kaufmanns, und dicht zu ihm herantretend legte sie ihre beiden Hände auf seine Schultern.

Herr Pathe, lieber Herr Pathe, sagte sie tiefbewegt, seien Sie mir nur nicht böse und denken Sie nicht schlecht von mir, weil ich bloß komme, um zu sagen: Ich kann nicht! Gewiß, ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen! Fragen Sie mich auch nicht weiter, warum ich nicht kann! Ich darf's Ihnen nicht sagen, aber ich weiß, daß wenn Sie eines Tages meinen Grund erfahren, Sie mir doch Recht geben werden! Ich bin gewiß kein undankbares und schlechtes Mädchen, aber ich kann nicht, lieber Herr Werkmeister, ich kann nicht zu Ihnen kommen! Ich habe größere und heiligere Pflichten zu erfüllen, Pflichten, zu denen Gott selber mich gerufen hat!

Das heißt, mein Kind, Du willst Deine armen, alten Aeltern nicht verlassen? sagte Herr Werkmeister gerührt. Willst lieber bei ihnen bleiben in

ihrem dunklen, kleinen Häuschen und das trockene Schwarzbrod des Invaliden essen, als es Dir wohlgehen lassen in der Fremde und in dem großen, schönen Berlin? Hast vielleicht Recht, mein Kind! Bist Deiner Aeltern einziges Glück und es war vielleicht egoistisch von mir, Dich ihnen rauben zu wollen. Aber ich dachte dabei mehr an Dich und wünschte Deiner Jugend ein besseres und vergnügteres Loos zu bereiten. Aber Jeder muß die Wege wandeln, die Gott und sein Gewissen ihm vorzeichnet!

Ja, rief Leonore begeistert, Sie haben Recht! Jeder muß die Wege wandeln, die Gott und sein Gewissen ihm vorzeichnet. Und so lassen Sie mich auch meinen Weg wandeln und möge Gott mich auf demselben begleiten! Sie zürnen mir also nicht, Herr Pathe? Sie sind nicht böse? Nein? Nun, Gott sei Dank! Nun geben Sie mir Ihre Hand und, Herr Pathe, einen recht herzlichen Kuß zum Abschied!

Sie schlang ihre Arme um des alten Mannes Nacken und küßte ihn zärtlich.

Aber Du willst doch nicht schon wieder gehen? fragte Herr Werkmeister erstaunt. Hast noch nicht

einmal meine kranke Frau besucht und sprichst schon vom Abschiednehmen?

Ich muß, Herr Pathe, muß fort. Habe noch vielerlei heut zu besorgen und will zur Nacht noch wieder fort. Aber Eins bitte ich noch mir zu sagen! Was bedeutet denn die Inschrift an Ihrer Thür und warum stehen die vielen Menschen hier außen?

Sie lesen das Plakat, das ich angeklebt habe, sagte Herr Werkmeister. Sie lesen die Aufforderung, die ich an alle Patrioten ergehen ließ.

Und wozu haben Sie denn aufgefordert, Herr Pathe?

Ich habe alle Familien aufgefordert, insbesondere alle Frauen und Bräute, mir ihre goldenen Trauringe zu bringen und dafür von mir als ein Andenken dieser Zeit eiserne zu empfangen. Ich habe zehntausend eiserne Ringe anfertigen lassen und das königliche Militair-Gouvernement hat meinen Plan gebilligt und mir die Sammlung der goldenen Trauringe übertragen. Heute Morgen hat meine Aufforderung in der Zeitung gestanden und schon sind mehr als dreißig Trauringe umgetauscht worden. Sieh nur, da sind die eisernen Ringe! Sie sind recht sauber und glänzend, nicht wahr? Ich gab

ihnen ganz die Form der echten Trauringe und nur statt der Namen tragen sie inwendig die Devise: „Gold gab ich für Eisen, 1813." Lies nur!

Oh, das ist eine schöne und sinnige Idee, rief Leonore, den dargereichten eisernen Ring betrachtend. Solch ein eiserner Ring wird fortan allen Frauen und Bräuten der schönste und herrlichste Schmuck sein, und kein Gold wird so köstlich glänzen und so werthvoll sein wie diese eisernen Ringe, mit welchen die Frauen dem Vaterland ihre Liebe geloben! Ach, lieber Herr Pathe, ich möchte Sie noch Eins bitten zum Abschied! Ich bin keine Frau und keine Braut, habe also keinen Trauring, habe kein Gold zu geben! Habe nur mein Herz, und in diesem Herzen wohnt keine andere Liebe, als die Liebe zum Vaterland. Lassen Sie mich also mein Herz dem Vaterland statt des Goldes anbieten und geben Sie mir dafür den eisernen Ring mit der schönen Devise: „Gold gab ich für Eisen, 1813!"

Da hast Du einen Ring, mein Kind, Dein Herz ist lauteres Gold, möge es so bleiben, dann hast Du Deinen Ring verdient!

Er steckte ihr einen Ring an den Finger und sie dankte ihm mit einem glücklichen Lächeln.

Und jetzt will ich gehen, lieber Herr Pathe, sagte Leonore. Leben Sie wohl und behalten Sie mich ein bischen lieb! Und —

Eben trat eine Frau in die offene Thür. Ihr Anzug war ärmlich, ihr Gesicht bleich und eingefallen, aber ihre Augen leuchteten in einem edlen, schönen Feuer, und mit entschlossenen Schritten trat sie ein.

Hier werden die Trauringe umgetauscht? fragte sie.

Ja, hier!

Sie zog mit einer raschen Bewegung zwei Trauringe von ihrem Finger und reichte sie Herrn Werkmeister dar.

Nehmen Sie, sagte sie. Der eine Ring gehört mir, den anderen zog ich vom Finger meines lieben Mannes, als er eben gestorben war. Seitdem sind zehn Jahr vergangen, ich hab' die beiden Ringe immer getragen, und wenn ich auch oft in Noth und Verlegenheit war, niemals konnte ich mich von meinem einzigen Schmuck und Schatz trennen. Heute thue ich's mit Freuden! Geben Sie mir meine eisernen Ringe!

Sie nahm die dargereichten Ringe, und steckte sie an ihren Finger. Leben Sie wohl, mein Herr,

sagte sie. Diese Ringe werden das Erbtheil meiner Tochter sein und ich weiß, sie wird sich dessen freuen!

Sie hatte noch nicht die Schwelle überschritten, als abermals eine Frau in derselben erschien und dann wieder eine und noch eine und immer andere folgten nach. Die Zeitungen, welche die Aufforderung enthielten, waren jetzt allmälig in der ganzen Stadt gelesen worden und alle Frauen beeilten sich ihr nachzukommen und ihre Trauringe niederzulegen auf den Altar des Vaterlandes.

Leonore stand wie gefesselt von der schönen und herzerquickenden Scene. Mit glückstrahlenden Blicken schaute sie die Frauen an, welche kamen, mit freudigem Stolze für den goldenen Ring den eisernen zu empfangen, diese jungen Mädchen, welche erröthend und mit Thränen in den Augen, das erste Liebespfand ihrer Verlobten dahin gaben für das Vaterland, diese alten Mütterchen, die zitternd daher schwankten, um den abgetragenen Reifen, die letzte goldene Erinnerung an die goldenen Tage ihrer Jugend, gegen den eisernen Ring umzutauschen.*)

---

*) Schon an dem ersten Tage, als die Aufforderung erschienen war, wurden gegen zweihundert Trauringe gegen eiserne umgetauscht. Siehe Beitzke I.

— Thränen der Rührung flossen aus Leonorens Augen nieder. Sie hätte alle diese Frauen an ihre Brust drücken, sie hätte ihnen danken mögen im Namen des Vaterlandes für ihren schönen Patriotismus, ihre freudige Hingabe.

Auch ich will dem Vaterlande meine Liebe beweisen, sagte sie leise und frohlockend zu sich selber. Auch ich will mein Opfer darbringen! Fort, fort, Caroline erwartet mich! Ich muß die Waffen kaufen für den Soldaten, den ich dem Vaterlande stellen will!

Mit einem stummen Händedruck, einem letzten Liebesblick nahm sie von ihrem Pathen Abschied und ging von dannen. Die Menge vor der Thür wich vor ihr aus und ließ sie hindurch, vor unwillkürlicher Ehrfurcht vor diesen Frauen, welche heimgingen von ihrem Opferdienst für das Vaterland.

Leonore ging sinnend weiter. Einmal hob sie die Hand empor und schaute den eisernen Ring an, der an ihrem Finger blitzte.

Gold gab ich für Eisen! sagte sie leise. Dann hob sie langsam ihre dunklen Augen zum Himmel empor.

Auch ich bin jetzt eine Braut, sagte sie, die Braut des Vaterlandes! Wird es mir für das Gold

meiner Liebe nur Eisen geben? Nur eine Kugel oder einen Schwerdtstreich? Nun immerhin! Ich bin die Braut des Vaterlandes! Ihm gehört mein Leben, ihm gehört mein Sterben!

Wieder aus ihrem Sinnen und Denken ward sie durch lautes Rufen und Jubeln, das plötzlich vom Gensd'armenmarkt her erschallte, aufgeschreckt. Eine ungeheure Menge Volks war dort versammelt und Alles rief, jubelte und schrie durcheinander, Aller Angesichter strahlten von Glück, Aller Augen waren feucht von Thränen.

Was ist's? Was giebt's? fragte man hier und dort.

Und hundert jubelnde Stimmen antworteten: General York kommt mit den Preußen! Der König hat York wieder anerkannt! Das Kriegsgericht hat ihn für schuldlos erklärt!*)

Hurrah! Hurrah! Es lebe der tapfere General York! rief und jubelte die Menge. York war der Erste, der den Muth hatte, den Franzosen zu trotzen! Es lebe York!

---

*) Am 17. März 1813 hielt York seinen Einzug in Berlin mit den preußischen Truppen und ward von der Bevölkerung mit unendlichem Jubel und wahrhafter Begeisterung empfangen.

York kommt nach Berlin! riefen und jauchzten neue Schaaren, die aus den angrenzenden Straßen auf den großen Platz strömten. York steht mit den Preußen vor dem Königsthor und morgen früh wird er seinen feierlichen Einzug in Berlin halten!

Hurrah! Hurrah! Es lebe der tapfere York! Ganz Berlin wird ihm morgen entgegenziehen! Ganz Berlin wird morgen dem tapferen General entgegenjauchzen, der zuerst das Schwert ergriff gegen die Franzosen! Hurrah! Hurrah! Morgen zieht York in Berlin ein! Die neue Zeit bricht an! Der neue Tag beginnt für Preußen!

Ja, der neue Tag beginnt für Preußen! rief Leonore glühend. Wir sind lange in der Dunkelheit und Trauer dahingegangen! Aber jetzt tagt der Morgen, der goldene Morgen der Freiheit. Jetzt wollen wir wieder kühn unsere Häupter erheben! Das Vaterland hat uns gerufen und wir Alle, Alle haben den Ruf vernommen, und sind freudig bereit zu kämpfen, zu siegen und zu sterben für das Vaterland! Heil dem tapferen York! Heil uns Allen, denn die Zeit der Knechtschaft ist vorüber! Aus dem Staube werden wir uns erheben, und die Deutschen werden sich jetzt wieder das heilige Recht

erobern, Deutsche zu sein! Nun auf mein Herz und sei froh! Ich bin kein Mädchen mehr, ich bin ein Lützow'scher Jägersmann und morgen ziehe ich nach Breslau hin, um dem Chor der Rache einen neuen Krieger zu bringen! Lebewohl, Leonore Prohaska, lebewohl! Jetzt bist Du ein Mann und männlich froh und stark soll Deine Seele sein! Es lebe das Vaterland!